BLAULICHT

253

Helmut E. Günter

Ein betäubender Duft

Blaulicht 253

Helmut E. Günter
Ein betäubender Duft

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Die Geschichte ist erfunden. Ähnlichkeiten mit Personen und tatsächlichen Ereignissen wären zufällig.

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1986
Lizenz-Nr.: 409-160/207/86 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Peter Bauer
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 701 6

00045

1

Im rötlichen Schein der Straßenbeleuchtung wirkte das Dreieck des Kleistplatzes sehr friedlich. Grau schimmerte die von niedrigen Hecken umrahmte Büste des Dichters herüber.

»Halt mal an!« forderte VP-Meister Behrendt seinen Kollegen hinter dem Steuer auf, gerade als der den Funkstreifenwagen nach rechts lenkte, um das Dreieck in seinem spitzen Winkel wieder zu verlassen. »Guck mal da 'rüber!«

Polesky, der Fahrer, blickte unbeirrt geradeaus und schaute erst zur Seite, nachdem er unmittelbar vor dem Fußgängerschutzweg am Gitter gehalten hatte. Auch Horst Brunow, der bequem zurückgelehnt im Fond saß, zeigte keine übermäßige Neugier, als er den Kopf in die von seinem Vorgesetzten angegebene Richtung wandte. Was gab es an einem stillen Sonntagabend im Oktober kurz vor halb zehn auf dem ebensogut beleuchteten wie menschenleeren Platz zu sehen? Die Nase fehlte der Porträtbüste schon so lange, wie Brunow hier auf seinen Streifenfahrten vorüberrollte, also seit mindestens zwei Jahrzehnten.

Brunow mochte den Streifenführer Jürgen Behrendt, der seit sechs Monaten den Platz rechts vorn innehatte, doch um nichts in der Welt hätte er seine Sympathie offenbart. »Sehe nichts«, brummte er, die linke Hand aber bereits am Türgriff. Dieser diensteifrige Behrendt tat wieder einmal,

als wären sie im nächtlichen Chicago unterwegs. Seine Beobachtungsgabe hatte sich allerdings in dem vergangenen halben Jahr als bemerkenswert erwiesen. So ließ Brunow noch einmal seinen Blick an dem nasenlosen Kopf vorbeischweifen und meldete schließlich: »Steht einer im Parkverbot.«

»Genau.« Behrendt spähte zu dem Wagen, einem dunkelgrünen Lada, hinüber, der mit abgeblendeten Scheinwerfern wenige Meter vor der Einmündung der Bebelstraße in die Bergstraße stand, die den Platz nördlich begrenzte und zum Neubauviertel auf dem Weidberg hinaufführte. »Der hat schon vor fünfzehn Minuten dort gestanden, als wir zur Sparkasse abbogen.«

Ohne eine Aufforderung abzuwarten, fuhr Polesky zügig an und umrundete die Spitze des verlassen daliegenden Platzes in schwungvollem Bogen, obwohl der geradeaus weisende Pfeil an dieser Stelle eindeutig das Linksabbiegen verbot.

Der Motor des Lada tuckerte ruhig im Leerlauf, und das sicherlich seit geraumer Zeit, wie die Duftwolke um das Fahrzeug verriet. Brunow registrierte sie mit Unwillen. Gerüche störten ihn zunehmend, seit er sich das Rauchen abgewöhnt hatte.

Er trat an den Wagen heran, stützte sich mit der linken Hand auf die Motorhaube und beugte sich hinunter, um dem Mann ins Gesicht zu blicken, der hinter dem Steuer saß. Der schien tatsächlich eingeschlafen zu sein. Nicht einmal unsanft klopfte Brunow mit seinem gutgepolsterten Fingerknöchel gegen die Türscheibe, die eine Handbreit heruntergelassen war.

»Guten Abend«, sagte er, »Sie befinden sich hier im Parkverbot.«

Behrendt, der seinen Kontrollgang um den Lada beendet hatte, blieb neben Brunow stehen. Sein Gesicht drückte – wie bei allem, was Brunow auch immer tat – stille Mißbilligung aus.

Der Mann im Wagen saß weit zurückgelehnt, den Kopf beinahe auf der Lehne des Beifahrersitzes. Ein älterer Mann, bekleidet mit hellem Oberhemd, Krawatte und dunklem Jackett, mehr vermochte Brunow nicht zu erkennen. Das Licht der nächsten Quecksilberdampflampe fiel schräg von hinten auf den Wagen und blendete ihn. Ungeduldig zerrte er am Türgriff des Lada. »Guten Morgen!« polterte er. »Hauptwachtmeister Brunow. Nun zeigen Sie uns bitte Ihren Führerschein und die Fahrzeugpapiere.«

Aus dem Wageninnern schlug ihm ein süßlicher Geruch entgegen. Aha, Alkohol! So sah der Mann auch aus. Er schien völlig hinüber zu sein. Brunow packte ihn fest an der Schulter, zog die Hand aber gleich wieder zurück.

»Nun?« fragte Behrendt.

Brunow zögerte einen Moment und blickte mit zusammengekniffenen Lidern an der Fassade des altersschwachen Hauses empor, vor dem sie standen. Nur im ersten Stock waren zwei Fenster erleuchtet.

»Sieht aus wie volltrunken«, sagte er bedächtig. »Aber wenn du mich fragst – der ist tot.«

Die Miene Meister Behrendts blieb ausdruckslos, wie Brunow ein wenig enttäuscht feststellte. Immerhin wäre das der erste Tote in diesem halben Jahr, und Behrendt rückte nicht einmal die Mütze gerade. Sein Blick schien starr durch Brunow hindurchzugehen, irgendwo hinüber zum Kleistplatz. »Als wir vorhin hier vorbeifuhren, war die rechte Tür geöffnet und jemand beugte sich in den Wagen ...«, sagte er langsam.

2

Zehn Minuten später war es vorbei mit der Sonntagabendidylle in der Bebelstraße. Ein zweiter Funkstreifenwagen rollte heran, der B 1000 der Verkehrspolizei, dessen Mannschaft sofort daranging, den spärlichen Verkehr umzuleiten, und schließlich das Einsatzfahrzeug der Kriminalpolizei.

Behrendt hatte seine Meldung erstattet und war dann zögernd zum Funkwagen zurückgekehrt, an dem Brunow in gewohnt unvorschriftsmäßiger Haltung lehnte und ihm gelassen entgegenblickte. Polesky saß hinter dem Steuer, als wäre er dort festgewachsen,

»Sie haben Fiebach extra reingeholt«, sagte Brunow. »Das wird dauern.« Er hatte den Einsatzleiter der K sofort erkannt, und er wußte um dessen Gründlichkeit.

»Du kennst ihn?« fragte Behrendt erstaunt.

Brunow griente. »Der hat sogar mal auf deinem Platz gesessen. Damals fuhren wir noch unseren EMW.«

Behrendt schaute zu den Kriminalisten hinüber, die sich emsig an dem grünen Lada zu schaffen machten. Von Zeit zu Zeit beleuchtete das Blitzlicht des fotografierenden Kriminaltechnikers den Wagen und ließ die Szenerie wie eine Theaterdekoration erscheinen.

»Und die anderen?«

»Die Hübsche mit der schönen Frisur ist noch nicht länger bei Fiebach als du bei uns. Hochschulabsolventin. Da fängt man mindestens als Leutnant an.« Brunow kannte Behrendts Ehrgeiz und zog ihn gern ein bißchen auf. »Der eine Techniker heißt Scherwinski. Oberleutnant. Und Zabel sitzt im Einsatzwagen. Auch ein Hauptmann. Bis auf das Mädchen alles alte Hasen.«

Schneller, als Brunow es erwartet hatte, überquerte Hauptmann Fiebach die Fahrbahn. Brunow öffnete einladend die Wagentür, aber Fiebach blieb auf Distanz. Obwohl sich Brunows 94 Kilogramm Körpergewicht auf eine Größe von immerhin 1 Meter 81 verteilte, überragte ihn der Hauptmann um ein Beträchtliches. Behrendt wirkte neben ihnen klein und beinahe zierlich.

Punkt für Punkt hörte sich Fiebach noch einmal aufmerksam Behrendts Bericht an. Er fühlte sich nicht ganz wohl in seiner Haut. Zum Abendessen hatte er ein großes Bier getrunken, eine zweite Flasche war halbleer neben dem Fernseher stehengeblieben, als ihn der Anruf des operativen Diensthabenden erreichte. Keine Vorschrift verbot einem Kriminalisten an seinem dienstfreien Sonntagabend das Biertrinken, aber welchen Eindruck hinterließ sein Atem wohl bei einem so pflichtbewußten Genossen wie diesem Behrendt? Von Horst Brunow ganz zu schweigen, der schon zu Zeiten ihrer gemeinsamen Funkstreifenfahrten den Ruf eines Originals genoß und inzwischen einiges für diesen Ruf getan hatte, wie Fiebach wußte. Der saß also immer noch als Hauptwachtmeister auf dem Wagen, und er guckte jetzt eine Spur zu freudig aus seinen Schweinsäugelein, und seine Nasenflügel vibrierten.

»Sie sind sicher, daß der Wagen seit mindestens fünfzehn Minuten hier stand?« vergewisserte sich Fiebach bei dem Streifenführer, wobei seine Worte recht schroff klangen, weil er darauf bedacht war, den Mund so wenig wie möglich zu öffnen.

»Absolut sicher, Genosse Hauptmann! Wir kamen die Bergstraße herunter, und der Wagen fiel mir sofort auf, weil er doch relativ weit von der Einmündung entfernt stand und weder rechts noch links blinkte. Es sah aus, als

hätte der Fahrer gehalten, um jemanden ein- oder aussteigen zu lassen.«

»Eine oder mehrere Personen?«

Behrendt ließ sich von Fiebachs barschem Ton nicht beeindrucken. »Mindestens eine ...«, sagte er nachdenklich. »Jemand beugte sich in den Wagen hinein. Oder war gerade im Begriff auszusteigen. Gedeckt durch die offene Tür, war die Person nicht genau zu erkennen.«

»Na gut«, sagte Fiebach mit zusammengepreßten Zähnen und wandte sich Brunow zu. »Du hast keine weiteren Wahrnehmungen gemacht?«

Brunow vermied es, mit den Achseln zu zucken. »Nein, Genosse Hauptmann«, antwortete er militärisch straff, und dann zögernd: »Kann sein, daß da noch jemand im Hintergrund ...« Als er Fiebachs Augen förmlich aufleuchten sah, beeilte er sich hinzuzufügen: »Das ist mehr so ein Gefühl ...«

In zwanzig Jahren hat der sich wirklich nicht geändert, dachte Fiebach. Ein Gefühl! Wegen eines solchen Gefühls und einer Autotür, die offengestanden hatte, und weil die Diensthabende Gruppe gerade eine Einbruchssache im Naherholungsgebiet am Oberen Fleetsee aufnehmen mußte, hatte er an seinem dienstfreien Sonntagabend diesen Todesfall eines Mannes am Halse, der vielleicht auf sehr natürliche Weise in seinem PKW gestorben war. Andererseits war der Streifenführer ein viel zu aufmerksamer Beobachter, als daß er sich die Person hinter der offenen Wagentür nur eingebildet haben konnte.

Wenn aber jemand den Wagen verlassen hatte, um Hilfe herbeizuholen – weshalb war er nicht längst wieder aufgetaucht? Das Krankenhaus in der Südstadt lag kaum eine Viertelstunde entfernt, und die nächste Telefonzelle befand

sich dreihundert Meter aufwärts am Weidberg.

»Habt ihr irgendwelche Passanten bemerkt?«

Brunow schüttelte den Kopf.

Dem korrekten Behrendt war das nicht genau genug: »Wir haben keinerlei verdächtige Wahrnehmungen gemacht.«

Fiebach nickte. »Angefaßt habt ihr hoffentlich auch nichts?«

»Na höre mal!« protestierte Brunow. »Wir sind keine Anfänger. Nur den Türgriff. Mit drei Fingern.« Er wies seine rechte Hand vor. Mehr als drei seiner Finger hätten unter dem Türgriff des Lada ohnehin keinen Platz gefunden. »Und einmal an die Scheibe geklopft.« Er demonstrierte auch das.

»Dabei hat sich Genosse Brunow mit seiner linken Hand auf die obere Kotflügelbegrenzung und die Motorhaube unmittelbar vor dem Windlauf abgestützt«, ergänzte Behrendt nüchtern.

Brunow, nicht im geringsten beleidigt, eher voller Bewunderung für Behrendts fotografisches Gedächtnis, gab das unumwunden zu. »Ich habe ihn mir durch die Scheibe angeguckt. Sah aus, als wäre er eingeschlafen.«

»Du sagtest: ›Sieht aus wie volltrunken‹«, präzisierte Behrendt.

»Ja, es roch reichlich merkwürdig, als ich mich zu ihm hineinbeugte.«

Für einen Augenblick vergaß Fiebach sein eigenes Geruchsproblem. »Wonach? Nach Alkohol?«

Ein Tropfen fiel Brunow mitten auf die Stirn. »Tja ...«, sagte er ungewiß und blickte zum bedeckten Nachthimmel. »Irgendwie süßlich ...«

»Es ist doch ein Unterschied, ob dir eine Schnapsfahne

entgegenweht oder Rotweinduft, Genosse Hauptwachtmeister«, stellte Fiebach in seiner nicht eben freundlich wirkenden Art fest und schaute nun auch mißbilligend zum Himmel auf. Die immer dichter fallenden Regentropfen ließen seine Hoffnung schwinden, vorhandene Spuren mit einem Fährtenhund verfolgen zu können.

Brunow setzte eine todernste Miene auf, die wohl dienstlich wirken sollte. »Wenn einer Bier getrunken hat, das rieche ich eine Meile bergauf. In dem Lada roch es eher wie – Medizin oder so was.«

»Die Gerichtsmediziner werden das feststellen.« Der Hauptmann schlug den Kragen seiner Windjacke hoch. »Am Boden, direkt vor dem Platz des Beifahrers, lag ein Bogen Papier, in den vermutlich eine Flasche eingewickelt gewesen war.«

»Und die ist weg?« wollte Brunow wissen, doch Fiebach antwortete nicht, weil jemand eilig auf das Fahrzeug zugelaufen kam: seine neue Mitarbeiterin, Leutnant Marion Haake.

»Steigen Sie ein.« Fiebach öffnete die Tür des Funkstreifenwagens. Drinnen schüttelte sie ihre Haarsträhnen, die vor fünf Minuten noch eine kunstvoll lockere Frisur gewesen waren. Fiebach spürte die Spritzer. Der Schreibblock, den Leutnant Haake unter ihrem Mantel hervorzog, war jedoch trocken.

»Die Personalien der Kfz-Halterin: Edith Mittelstädt, Gartenring achtundfünfzig.«

Fiebach hielt den Block auf Armlänge von sich und las ihre klare Schülerinnenhandschrift. Ehemann: Rudolf Mittelstädt. Alter 46 Jahre.

»Ergänzung von der Meldestelle«, sagte Marion Haake. »Der Mann im Lada sieht allerdings älter aus. Ende fünf-

zig, würde ich schätzen.«

»Würde ich auch denken«, pflichtete ihr Brunow durch das offene Fenster ungefragt bei. »Ich kenne den Gartenring. Das ist eine Reihenhaussiedlung oben im Norden. Sollen wir uns darum kümmern?«

Der Hauptmann riß das Blatt mit der Adresse vom Block. »Das übernehme ich selber.« Er öffnete die Tür und sah den Hauptwachtmeister von unten an. »Ihr könnt inzwischen beginnen, die Gegend abzusuchen. Papierkörbe, Müllcontainer. Die Büsche drüben auf dem Platz. Möglicherweise hat der Täter die Brieftasche weggeworfen. Eine gründliche Suchaktion können wir erst morgen früh starten.«

»Raubmord?« fragte Brunow ungläubig und kniff seine Augenschlitze unwillkürlich enger zusammen. »So was hatten wir hier noch nie!«

»Dann hätte der Täter sein Opfer nur sehr oberflächlich durchsucht«, wandte Leutnant Haake ein. »In der linken Jackentasche befanden sich dreißig Mark. In zwei Scheinen.«

Und da sie in Fiebachs Gesicht Zustimmung zu erkennen glaubte, fuhr sie lebhafter fort: „Immerhin könnte der Mann auch ohne Papiere unterwegs gewesen sein ...«

»Und eines natürlichen Todes gestorben sein«, ergänzte Fiebach ohne Ironie. Er sah zu dem schmalbrüstigen einstöckigen Haus hinüber, vor dem der Lada stand. Die Gegend hier nördlich des Kleistplatzes war öde. Industriegelände, ein Kohlenhof. Der Funkwagen parkte vor dem verlassen wirkenden Gebäude einer Fabrik, die Autoschonbezüge herstellte und sicherlich keinen Nachtwächter beschäftigte.

»Versuchen wir es mal dort drüben, wo das Licht

brennt«, sagte er. »Möglicherweise haben die Anwohner etwas bemerkt. Oder jemand erwartete Besuch.«

Marion Haake stieg sofort aus dem Wagen und hastete über die Straße. Fiebach tippte Brunow an und sagte versöhnlich: »Geh mal mit, Horst. Man weiß ja nicht, wer da wohnt.«

Brunow legte übertrieben zackig die Hand an die Mütze und folgte der jungen Frau.

Der Regen prasselte noch immer auf das Straßenpflaster, und es kostete Fiebach Überwindung, den Funkstreifenwagen zu verlassen.

Der jugendlich wirkende Arzt, der sich als Dr. Becker vorgestellt hatte, stand mit vorgestreckten Händen ganz ungerührt in der herabstürzenden Nässe, als würde er sie immer auf diese Weise waschen. »Wenn Sie genügend Fotos haben, kann die Leiche meinetwegen abtransportiert werden«, sagte er.

»Das wird noch dauern«, erwiderte Fiebach. »Der Gerichtsbiologe und der Staatsanwalt sind noch gar nicht hier. Wie ist denn Ihr erster Eindruck?«

Der Arzt zuckte die Achseln. »Warten Sie lieber auf Ihre Fachleute.«

Ungeduldig winkte Fiebach ab. »Ich verlange kein gerichtsmedizinisches Gutachten von Ihnen. Das bekomme ich nach der Autopsie. Geben Sie mir wenigstens ein paar Anhaltspunkte.«

Dr. Becker begann seine Hände umständlich mit einem Tuch abzutrocknen. »Keine äußerlich sichtbaren Verletzungen im Kopfbereich. Gesicht unnatürlich verfärbt, soweit man das bei diesem Licht beurteilen kann. Der Tod ist vor weniger als einer Stunde eingetreten. Körpertemperatur noch vorhanden, keine Anzeichen von Totenstarre.«

»Und von Trunkenheit?«

Erstaunt sah der Arzt zu ihm auf. »Keine erkennbaren Merkmale. Soll ich eine Blutprobe nehmen?«

»Nein, nein. Ich danke Ihnen. Angenehmen Dienst noch.«

Im Einsatzfahrzeug saß Zabel und sprach seine ersten Ermittlungsergebnisse auf Band. Auch Fiebach, der Zabels Abneigung gegen allzuviel Schriftliches teilte, hatte sich schnell an diese zeitsparende Art der Protokollierung gewöhnt.

»Die Form des Papierbogens legt den Schluß nahe, daß er als Verpackung einer Null-Komma-sieben-Liter-Flasche gedient hat. Möglicherweise einer Rotweinflasche, der gedrungenen Halsform nach zu urteilen. Eingepackt von jemandem, der so etwas häufig tut, wie an der fachmännischen Bodenfaltung zu erkennen ist. Vermutlich gerade erst in einer Gaststätte gekauft.« Hauptmann Zabel sah Fiebach fragend an und stoppte das Gerät. »Oder wo würdest du dir an einem Sonntagabend eine Flasche Rotwein besorgen?«

»In Ordnung«, stimmte Fiebach zu. »Mach weiter.«

»Der Mann hat keine Zigaretten bei sich, aber ein intaktes Gasfeuerzug in seiner rechten Hosentasche. Der Inhalt des Aschenbechers im Wagen bedarf der gesonderten Auswertung.«

Wiederum hielt Zabel das Gerät an. »Im Institut werden sie ihre helle Freude haben. Mindestens fünfzig Kippen, alle bis auf den Filter runtergeraucht.«

»Das hat Zeit«, sagte Fiebach gedehnt. Er dachte nach. Zunächst galt es, die sofort auswertbaren Spuren zu verfolgen, die Identität des Toten festzustellen, seinen Weg hierher in die Bebelstraße zu rekonstruieren und zu ermitteln,

wer sein Begleiter gewesen sein konnte.

Wenn der Mann vom Gartenring aus auf dem kürzesten Weg hierher gefahren war, kamen ungefähr sechs bis acht Gaststätten für den Rotweinkauf in Frage. Um alle noch vor Ausschankschluß zu überprüfen, waren zusätzliche Kräfte notwendig. Rechtfertigte dieser Todesfall einen solchen Aufwand? Andererseits – wenn der Mann in Begleitung gewesen war, so mußte die Person möglichst rasch gefunden werden. Bis die Todesursache endgültig feststand, verging wertvolle Zeit. Und montags waren die meisten Gaststätten geschlossen. Wer erinnerte sich nach Tagen noch an jemanden, der eine Flasche Rotwein gekauft hatte.

Fiebach schreckte aus seinen Gedanken, als die Wagentür geöffnet wurde.

Pudelnaß kletterte Leutnant Haake in den Barkas. »Nichts!« sagte sie, und man sah ihr die Enttäuschung an. »In dem Haus wohnt nur ein junges Paar, das übers Wochenende verreist ist, und die alte Kohlenhändlerin.« Sie wies auf die abgeblätterten Lettern HOLZ & KOHLEN E. Patzlaff über dem Haustor.

»Frau Patzlaff gibt an, sie hätte den ganzen Abend ferngesehen. In ohrenbetäubender Lautstärke übrigens. Der Hauptwachtmeister mußte so stark klopfen, daß beinahe die Tür rausfiel.«

Fiebach blickte auf die Uhr und ärgerte sich wieder einmal, wie schlecht die Digitalanzeige zu erkennen war. »Ich fahre zum Gartenring, und Sie kümmern sich um die Gaststätten. Versuchen Sie herauszufinden, wer dort in den letzten zwei Stunden Rotwein gekauft hat. Zabel wird Ihnen das erläutern. Rapport jeweils zur vollen Stunde über Funk.«

3

»Einmal spiegeln: fünfzig Pfennige«, sagte der Büfettier spöttisch, ein hagerer junger Mensch mit Oberlippenbärtchen und getönter Brille, ohne von seinen polierten Gläsern aufzublicken, die er sorgfältig auf einem Tablett ordnete. »Im übrigen ist hier seit zehn Minuten Feierabend.«

Marion Haake ärgerte sich. Der Blick in die verspiegelte Büfettrückwand hatte ihr nur bestätigt, was sie längst wußte: Von ihrer Frisur war nichts übriggeblieben. Sie hätte es sich schenken können, mit dem Kamm durch die verfitzten Strähnen zu fahren, bevor sie die »Windmühle« betreten hatte. Es war bereits die vierte Gaststätte, der sie ihre Aufwartung machte.

Der Regen hatte inzwischen aufgehört, so plötzlich, wie er begonnen hatte. Ihr Mantel war durchnäßt. Das spürte sie, als sie ihren Dienstausweis hervornestelte.

»Es handelt sich um eine Auskunft.«

Der junge Mann schien zu Scherzen aufgelegt. »Versuchen Sie es morgen früh beim Kreisbetrieb. Möglichst nicht vor halb neun. So früh stehen die Herrschaften von der Leitung nicht auf.«

»Kriminalpolizei. Leutnant Haake.«

Sie hatte leise gesprochen, doch jetzt schaute er auf, ja er starrte sie förmlich an. »Entschuldigen Sie«, sagte er. »So sehen Sie wirklich nicht aus. Ist das nicht ein bißchen gefährlich, so allein zu dieser späten Stunde?«

Sie hatte nicht die Absicht, ihm zu erklären, daß vor dem Lokal ein Wagen stand, in dem zwei uniformierte junge Genossen saßen, die sie nur mit Mühe hatte überzeugen können, daß sie sich ihrer Aufgabe auch allein gewachsen fühlte. Was ging das den Mann hinter dem Tresen an? Sie

sah ihm fest in die Augen, und das brachte ihn anscheinend aus der Ruhe. Außerdem fiel ihr auf, daß er ein wenig schielte.

»Das mit dem Spiegel war nicht so gemeint. Aber jeder, der hier steht, guckt 'rein. Und Sie werden es kaum glauben: die Männer mehr als die Frauen!«

»Schön, daß Sie ein so guter Beobachter sind.«

Er wurde sofort ernst und beschäftigte sich wieder angelegentlich mit seinen Gläsern. »Was wollen Sie denn wissen?«

»Verkaufen Sie alkoholische Getränke außer Haus? Rotwein beispielsweise?«

Sein Blick war jetzt eher mißtrauisch. Worauf wollte die hinaus? Er zögerte. »Wir haben einen recht guten spanischen. Darf es eine Flasche sein?«

»Wie viele Flaschen haben Sie davon im Laufe des Abends verkauft?«

Er brauchte lange, um die Flaschen in dem spiegelnden Regal zu zählen. »Mindestens drei. Die letzte vor ungefähr einer Stunde.«

»An wen bitte?«

»Ein Pärchen. Saß an Tisch drei. Dort drüben. Hatten wahrscheinlich noch etwas miteinander vor, die beiden.« Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse, die er anscheinend für ein unwiderstehliches Lächeln hielt. Marion Haake ließ sich nicht anmerken, wie es auf sie wirkte.

»Und wer waren die anderen Käufer?«

»Einer war aus der Gegend hier. Ein Stammkunde. Ich weiß nur, daß er Walter heißt.«

»Wann war das? Zwischen zwanzig und einundzwanzig Uhr?«

Sein Silberblick blitzte spöttisch. »Gegen siebzehn Uhr

dreißig, würde ich sagen. Er hat vier Bier getrunken und sich von mir beraten lassen. Er wollte den Wein mit seinem Traudchen trinken. Die hat Ischias. Hat er jedenfalls gesagt. Ist das verdächtig?«

Marion Haake blieb gelassen. »Ich bin nicht zum Spaß hier, Herr ...«

»Büchsenstein«, sagte er, und es schien ihm nicht zu gefallen, seinen Namen preisgeben zu müssen. »Roland Büchsenstein.«

»An wen haben Sie sonst noch Rotwein verkauft, Herr Büchsenstein?«

»Ich kann mir natürlich nicht jede Laufkundschaft merken. Und die Servierkräfte verkaufen auch mal was außer Haus, wenn's am Tisch verlangt wird. Bei Stammgästen kommt das vor.«

Von den Servierkräften stand ein Ober neben der Registrierkasse, damit beschäftigt, eine scheinbar endlose Zahlenkolonne in einen Taschenrechner einzugeben, wobei er gleichzeitig versuchte, ihr Gespräch zu verfolgen, und eine junge Kellnerin war dabei, die Tische abzuräumen und die Stühle hochzustellen. Sie guckte immer wieder mißtrauisch zum Büfett herüber. Roland Büchsenstein signalisierte ihr: Polizei, indem er wie von ungefähr seine Kragenecke umknickte, machte aber zugleich eine beruhigende Geste in ihre Richtung. Es war ihm sichtlich peinlich, daß Leutnant Haake das Manöver nur allzuleicht durchschaute, und er sagte eifrig: »Zwischen acht und neun habe ich nur eine Flasche ›Feuertanz‹ verkauft.«

»Eingewickelt?«

»Selbstverständlich!« Büchsenstein tat beleidigt. »Wir sind ein gepflegtes Restaurant.«

Tatsächlich sah es in der Gaststube recht ordentlich aus.

Eine Wand war wie die Theke mit roten Klinkern verkleidet, viel Holztäfelung und Bilder von Windmühlen an den Wänden betonten den rustikalen Charakter.

»Würden Sie mir bitte eine Flasche einpacken.«

Büchsenstein schielte durch seine violette Brille, als hätte er sie nicht verstanden. »›Feuertanz‹?«

»›Feuertanz‹. Wie sah denn der Mann aus, der die Flasche gekauft hat?«

Mit geübten Händen hüllte Büchsenstein die Flasche in blümchenverziertes Papier. Die gleichen blassen Blüten wie auf dem Bogen, der in dem Lada gelegen hatte, daran gab es keinen Zweifel.

»So ungefähr Mitte Fünfzig. Etwa so groß wie ich. Aber dicker. Offenes Gesicht. Ich meine: leichte Stirnglatze. Graue Schläfen. Wirkte ziemlich nervös.«

Er reichte ihr die Flasche und sah dann irritiert zu, wie sie die Verpackung vorsichtig wieder entfernte.

»Danke. Es war nur ein Versuch. Die Flasche benötige ich nicht. Fiel Ihnen sonst noch irgend etwas an dem Mann auf?«

Büchsenstein starrte noch immer auf die papierene Flaschenform in ihrer Hand. »Er wollte sparen. Verlangte Wein und kaufte ›Feuertanz‹. Außerdem Zigaretten, Marke ›Alte Juwel‹.« Ihm war deutlich anzumerken, was er von derartigen Kunden hielt.

»War der Mann allein?«

»Ich denke doch.« Er sah sie an und setzte noch einmal sein Lächeln auf.

Marion Haake beobachtete im Spiegel die Serviererin, die unentwegt den Büfettier auf sich aufmerksam zu machen suchte. Der vergaß sein Lächeln und sagte steif: »Er stand nur hier und verlangte den Rotwein und die Zi-

garetten. Ach ja, und dann noch Pralinen. Die kleinste Pakkung selbstverständlich. Für neunzehn sechzig insgesamt.«

»Entnahm er das Geld seiner Brieftasche?«

Büchsenstein tat, als überlege er, und versuchte, dabei so unauffällig und gleichzeitig so beruhigend wie möglich zu seiner Kollegin zu gucken. »Kann mich wirklich nicht erinnern. Er reichte mir einen halben Schein 'rüber – ich meine, einen Fünfzigmarkschein. Zwanzig, hat er großzügig gesagt.«

Leutnant Haake sah sich um. Der Kellner addierte seine Zahlenkolonne sicherlich zum siebenten Mal, und die Serviererin faltete schon minutenlang an derselben Tischdecke herum.

»Vielleicht hat einer Ihrer Kollegen mehr beobachtet?«

»Rosi hat hinten in der ›Mühlenstube‹ bedient«, sagte Büchsenstein eilig. »Geschlossene Gesellschaft. Und Gert hat gegessen. Ich mußte nämlich ein neues Faß anstecken, und da saß er noch hinten, daran erinnere ich mich genau.«

Rosi schien nur darauf gewartet zu haben, daß ihr Name fiel. Sie maß die Kriminalistin mit einem kritischen Blick von den nassen Haarsträhnen bis zu den aufgeweichten Schuhen. »Worum geht es denn? Irgendwas nicht in Ordnung?«

Das klang beinahe aggressiv.

»Die Dame ist von der K und möchte etwas über einen Mann erfahren, der vorhin Wein, Zigaretten und Pralinen gekauft hat.«

»Was soll mit dem sein?«

Weshalb war Rosi so böse? »Ich möchte beispielsweise wissen«, sagte Leutnant Haake ruhig, »ob jemand auf ihn wartete. Oder ob ihm jemand von den Gästen folgte.«

»Was glauben Sie denn, was hier für ein Publikum verkehrt?« fuhr Rosi sie an. Und zu Büchsenstein gewandt: »Das ist doch nur ein Trick, mit diesem Mann, merkst du das nicht?«

Roland Büchsenstein griff nach Marion Haakes Hand auf der Theke. »Hören Sie nicht auf Rosi. Sie ist empfindlich, was die Polizei angeht.«

»Ja, weil ich vorbestraft bin«, sagte Rosi erregt. »Denkst du, das weiß die nicht, wenn sie sie herschicken? Aber ich bin sauber, ein für allemal! Was schnüffelt die mir nach? Das hier ist ein erstklassiges Objekt, vom Trinkgeld mal abgesehen. Hier spielt sich nichts Linkes ab, dafür sorgt der Roland. Und jetzt erscheinen Sie und ...«

Zum ersten Mal, seit sie die »Windmühle« betreten hatte, lächelte Marion Haake. Es sollte vertrauenerweckend wirken, und es gelang ihr gut. »Ich bin nicht Ihretwegen hier«, beruhigte sie die aufgebrachte Serviererin. »Mich interessiert ausschließlich der Mann, der die Flasche ›Feuertanz‹ gekauft hat. Kannte ihn jemand? Oder hat er mit jemandem gesprochen?«

Roland Büchsenstein schüttelte den Kopf. »Der war noch nie hier. Und ansonsten war es ganz ruhig bei uns. Eben Sonntagabend. Pärchenbetrieb, ein paar Leute aus der Umgebung. Stammgäste. Vorn saßen drei Mädchen, die waren anfangs ziemlich munter. Sonst eigentlich gar keine Fremden. Stimmt's, Gert?«

Der Ober, anscheinend froh, nichts gesehen zu haben, sagte hölzern: »Ich habe keinem Gast ›Feuertanz‹ verkauft. Und die jungen Damen waren längst weg, als ich meine Pause beendet hatte.«

»Sehen Sie! Der Mann kam alleine und ging alleine 'raus. Der ist mit dem Wagen, habe ich noch gedacht. So

ungeschickt, wie der die Flasche und die Pralinen in den Händen hielt, wäre er nicht weit damit gekommen. Er trug auch keinen Mantel. Einen dunkelgrauen Anzug, würde ich denken. Schlips und Kragen.«

»Ich danke Ihnen.« Endlich erhielt auch Büchsenstein ein freundliches Lächeln. »Melden Sie sich bitte morgen auf dem Kreisamt, zur Protokollaufnahme. Und zur Identifizierung. Sagen wir: um elf.« Sie reichte ihm ein Kärtchen über den Tresen. »Wenn Ihnen vorher irgend etwas Wichtiges einfällt – Sie können uns jederzeit erreichen.«

Büchsenstein blinzelte durch seine violette Brille und pfiff durch die Zähne. »Wohl ein dicker Hund?« fragte er. »Trickbetrüger oder so was? Wahrscheinlich war er deswegen so unruhig. Glotzte immerzu in den Spiegel. Der hat was vor, habe ich gedacht. Und nicht mit seiner eigenen Frau. Wegen dem ›Feuertanz‹, verstehen Sie?« Er schwieg verlegen.

»Ich verstehe. Uns interessiert jeder Hinweis.«

Doch mehr fiel Roland Büchsenstein beim besten Willen nicht ein.

4

Der Gartenring, zwischen nordöstlicher Ausfallstraße und Bahndamm gelegen, wirkte um diese Zeit wie ausgestorben. Fiebach bemerkte selbst im Dunkeln die Veränderungen, die sich in der schmalen Straße vollzogen hatten, seit er vor Jahren zum letzten Mal hier draußen gewesen war. Die einstmals grauen Siedlungshäuser, jeweils zwei mit ihren Giebeln aneinanderstoßend, leuchteten im Glanz heller Putzfarbtöne; die alten Staketenzäune waren fast überall

schmiedeeisernen Konstruktionen auf Kunststeinsockeln gewichen, mit breiten Torflügeln für die Zufahrt zur ehemaligen Waschküche, an nahezu jedem Haus zur Garage mit Dachterrasse umfunktioniert. Das Haus Nummer 58, mit zwei hochaufragenden Edeltannen im Vorgarten, bildete da keine Ausnahme.

Auf der Messingplatte, die in den aus Natursteinen gemauerten Pfeiler eingelassen war, gab es zwei Klingelknöpfe und zwei Briefschlitze, aber nur ein Namenschild: Mittelstädt.

Fiebach drückte auf den rechten Knopf, und in der nächtlichen Stille war deutlich zu vernehmen, wie hinter den Ornamentglasscheiben der Haustür ein melodisches Läutwerk den River-Kwai-Marsch intonierte. Mehr passierte nicht. Die beiden Fenster im Obergeschoß blieben dunkel, und die herabgelassene Jalousie im Erdgeschoß ließ keinen Lichtschein erkennen.

Der Hauptmann drückte noch einmal, diesmal vorsichtshalber auf beide Signalknöpfe.

Noch bevor die Melodie verklungen war, schaltete jemand die Ampel unter dem Vordach ein, und aus den Messingschlitzen des Pfeilers quarrte eine Frauenstimme: »Was soll denn das, um diese Zeit!«

Der Hauptmann beugte sich tief hinunter zur Wechselsprechanlage. »Frau Mittelstädt?« fragte er gedämpft. Ihm lag nichts daran, die stille Straße zum Nachtleben zu erwecken. »Entschuldigen Sie die späte Störung. Ist Ihr Mann zu Hause?«

»Ist etwas im Betrieb? Wer sind Sie überhaupt?« erklang es schrill und von Pfeiftönen begleitet aus dem Lautsprecher.

Fiebach beugte sich noch tiefer. »Volkspolizei. Haupt-

mann Fiebach. Ich muß mit Ihnen sprechen.«

Das Innere des Hauses entsprach ganz seinem äußeren Gepräge. Es war nicht einfach nur ein Flur, von dem die Treppe ins Obergeschoß führte und ein mit Holzperlen verhangener Bogendurchgang in die Küche – das war eine Diele, mit einem alten Stollenschrank, den Fiebach gern genau betrachtet hätte, und mit zwei alten Messingwandleuchtern auf dunkelroter Velourtapete rechts und links von der verglasten Schiebetür zum Wohnraum. Der nahm den Rest des Erdgeschosses ein und beeindruckte den Neubaubewohner Fiebach durch seine Geräumigkeit. Ein übergroßes Fenster gab den Blick frei zum Garten hinter dem Haus.

Edith Mittelstädt paßte in diese Umgebung, eine sorgfältig frisierte Frau um die fünfzig, die das Grau in ihren dunklen Haaren nicht verleugnete. Sie trug einen türkisfarbenen Morgenrock, und ihr Gesicht war leicht gerötet. Das rührte möglicherweise vom Inhalt des hohen Glases auf dem Couchtisch her, in dem ein Rest von Eis dahinschmolz.

Sie blieb in der Mitte des Raumes stehen und lud auch Fiebach nicht ein, Platz zu nehmen. Auf dem Bildschirm des Fernsehers hinter ihr mühten sich drei farbenfroh gewandete Chinesen säbelfechtend miteinander ab. Fiebachs Blick wurde von anderen Bildern angezogen, schwarzweiß zumeist, die die Wand zwischen dem aus Backsteinen gemauerten Kamin und der Fensterfront bedeckten. Im Zentrum der Fotogalerie hing das Porträt eines würdig blickenden Herrn in der Pose eines ältlichen Filmstars. Der Mann im Lada war das nicht. Aber auf dem Hochzeitsbild links darunter, neben der Frau, die Edith Mittelstädt in jüngeren Jahren sein mußte, erkannte Fiebach ihn sofort.

»Was ist mit meinem Mann?« verlangte Edith Mittelstädt

zu wissen. In ihren Augen konnte Fiebach keine Spur von Unsicherheit entdecken.

»Würden Sie uns bitte sagen, wo er sich aufhält?«

»Er ist weggefahren. Was ist passiert?«

»Mit Ihrem Wagen?«

»Ja. Natürlich.«

»Einem dunkelgrünen Lada 1600, polizeiliches Kennzeichen ...«

»Wir haben nur das eine Auto«, fiel sie ihm ins Wort. »Wollen Sie mir nicht endlich sagen, worum es geht?«

Anscheinend wurde sie sich ihrer Unhöflichkeit bewußt, denn sie fügte hinzu: »Nehmen Sie doch bitte Platz. Wollen Sie die nasse Jacke ablegen?«

»Nein, danke.« Fiebach hockte sich vorsichtig auf die Sesselkante, dem prächtig aufgearbeiteten Sofa gegenüber, auf dem sie zuvor gesessen und vielleicht auf Rudolf Mittelstädt gewartet hatte. »Ich möchte Sie bitten, mir zuerst einige Fragen zu beantworten, Frau Mittelstädt.«

Sie nickte hoheitsvoll und drückte auf die Taste der Fernsteuerung. Das Säbelgeklirr und die dumpfen Ausrufe im Fernsehgerät erstarben mit einem scharfen Zischen. Es war plötzlich sehr still in dem großen Raum. Edith Mittelstädt nahm auf ihrem Sofa Platz und blickte ihn mit kühler Erwartung an.

»Wann hat Ihr Mann das Haus verlassen, Frau Mittelstädt?«

Sie zögerte keinen Augenblick. »Kurz vor halb neun. Nach einem Streit. Das wollen Sie doch als nächstes wissen, nicht wahr?«

»Nun, wenn Sie so freimütig darüber sprechen, dann darf ich wohl nach dem Anlaß fragen, der zu dem Streit führte.«

Edith Mittelstädt verzog keine Miene. »Rudi wollte wegfahren.«

»Sie wollten den Abend ursprünglich gemeinsam verbringen?«

»Gemeinsam!« Sie lachte kurz und abfällig auf. »Das Wort gibt es in unserer Ehe schon lange nicht mehr. Mein Mann brach den Streit vom Zaune, um endlich einen Grund zu haben, den Abend nicht neben mir zubringen zu müssen, nachdem *sie* angerufen hatte. Wie ein Habicht hat er sich auf das Telefon gestürzt!«

Sie griff nach dem leeren Glas, drehte es nervös in ihrer Hand und setzte es hart auf die polierte Tischplatte zurück. »Das alles wird Sie kaum interessieren. Weshalb sind Sie hinter ihm her? Hat es in irgendeiner Weise mit Geld zu tun?«

Fiebach betrachtete sie nachdenklich. Wie kam sie darauf, daß es um Geld ging? Oder ging es in diesem Hause und in dieser Ehe immer um Geld, von dem doch allem Anschein nach genug vorhanden sein mußte?

»Sie wohnen hier in einem wunderschönen Haus, Sie sind gut eingerichtet. Sehr gut sogar.« Er vermied das Wort luxuriös. Darüber mochte man unterschiedlicher Ansicht sein. »Ihr Mann fährt nicht den billigsten Wagen ...«

»Das Geld für den Wagen stammt von meinem Vater. Und bis zu seinem Tode gehörte ihm auch dieses Haus. Er starb vor einem Jahr. Ganz überraschend. Ich habe ihn gepflegt. Bis zu seiner letzten Stunde.«

Wie überraschend der Tod eines Menschen sein mochte, der längere Zeit der Pflege bedurft hatte, darüber hatte der Hauptmann seine eigenen Gedanken. Eine Verbindung zum viel überraschenderen Ableben des Rudolf Mittelstädt

ergab sich vorerst nicht.

»Was Sie hier sehen, gehört jetzt mir. Mein Vater hat mir alles hinterlassen. Ja, auch Geld. Ist es viel, was Rudolf ...?« Sie brach ab.

Fiebach zögerte noch immer, ihr zu sagen, weshalb er wirklich hier saß.

»Zugegeben, Rudolf war schon immer ein wenig leichtsinnig. Er hat getrunken, ein bißchen mehr vielleicht als andere. Und viel zuviel geraucht. Andere Frauen gab es nicht, das weiß ich. Er war ein herzensguter Mensch ...«

»War?« fragte Fiebach. Es klang schärfer als beabsichtigt. Weshalb sprach sie bereits in der Vergangenheit von ihrem Ehemann?

»Ja«, entgegnete sie ruhig. »Bis das mit seiner Krankheit begann. Statt sich zu schonen, tat er plötzlich, als hätte er im Leben etwas versäumt. Er fing an, auf der Rennbahn zu wetten und in merkwürdigen Kreisen zu verkehren. Es gab Ärger im Betrieb. Auch Geldgeschichten. Und dann diese Frau.« Sie sah dem Hauptmann über den Tisch hinweg in die Augen. »Sagen Sie es mir. Was hat er getan?«

»Frau Mittelstädt, Ihr Mann hat einen – Unfall erlitten ...«

»Und da kommt mitten in der Nacht die Kriminalpolizei ins Haus?«

»Ja. Ich bin mit der Untersuchung der näheren Umstände betraut, Frau Mittelstädt.«

»Also ist er tot«, sagte sie sehr gefaßt. »So hat es kommen müssen ...«

Fiebach dachte nicht daran, aus einer solchen Äußerung voreilige Schlüsse zu ziehen. In den Jahrzehnten seiner Laufbahn hatte er oft genug erlebt, wie unterschiedlich die Angehörigen auf eine Todesnachricht reagierten.

Edith Mittelstädt wich seinem Blick auch jetzt nicht aus, es schien eher, als sähe sie durch ihn hindurch. »Was hat er nun davon gehabt?« fragte sie leise. »Alles kaputtgemacht. Seine Gesundheit ruiniert. Nur Streß und Hektik. Geld, Geld – um von mir wegzukommen. Zu dieser Rita. Und fährt sich auf dem Weg zu ihr zu Tode ...«

Sie schüttelte lange den Kopf wie eine alte Frau. Aber sie weinte nicht.

»Es war kein Verkehrsunfall, Frau Mittelstädt«, sagte Fiebach behutsam.

»Ja, was denn sonst?« Erst jetzt erschrak sie. »Es ist bei ihr passiert? In ihrer Wohnung? Der Mann – mein Gott!«

Mit Edith Mittelstädts Fassung war es vorbei. Gekrümmt saß sie auf ihrem prachtvollen Sofa und schluchzte in ihr Taschentuch. »Wie konnte er mir so etwas antun!« stieß sie endlich hervor. »Wenn das mein Vater noch hätte erleben müssen ...« Und erneutes Schluchzen schüttelte sie.

»Wer ist diese Rita? Und wo wohnt sie?«

Sie sah auf. Über ihre Wangen liefen zwei Tränenbäche. »Was das für eine ist, können Sie sich wohl denken! Ich habe Rudolf niemals nachspioniert. So etwas war bei uns nicht üblich. Ihre Telefonnummer fand ich durch Zufall. Zwei-sieben-drei-null-fünf.«

Immerhin schien Frau Mittelstädt ein bemerkenswertes Gedächtnis zu besitzen. »Haben Sie die Frau angerufen?« fragte Fiebach.

»Einmal. Aber ihr Mann war am Apparat. Er sagte, Rita sei nicht zu Hause. Und Rudolf war an jenem Abend ebenfalls unterwegs. Ich gebe zu, für einen Augenblick habe ich erwogen, den Mann über alles aufzuklären. Aber es erschien mir so – widerwärtig. Können Sie mich überhaupt verstehen?«

»Ich versuche es, Frau Mittelstädt. Wissen Sie, bei welchem Arzt Ihr Mann in Behandlung war?«

»Entschuldigen Sie.« Die Frau wirkte nun wieder sehr gefaßt. »In Ihrem Beruf sind Sie wahrscheinlich ganz andere Tragödien gewöhnt. Rudolf ging regelmäßig in seine Betriebspoliklinik.«

Fiebach notierte den Namen des Betriebs und den des behandelnden Arztes, und er vergaß auch nicht, sich nach Rudolf Mittelstädts Brieftasche zu erkundigen.

»Die trug er immer in der linken Innentasche seines Jakketts. Vermutlich ist ein Bild dieser Rita darin. Jedenfalls ließ er die Brieftasche niemals mehr hier herumliegen. Weshalb fragen Sie danach?«

»Wir haben bei Ihrem Mann keine Papiere gefunden. Und nur wenig Geld.«

»Das wundert mich nicht.«

»Besaß er eine Geldbörse?«

»Natürlich. Aus rotem Saffianleder. Hat man ihn ausgeraubt?« Sie schien eher befremdet als betroffen.

»Trug Ihr Mann ein Scheckheft oder vielleicht einzelne Schecks bei sich?«

Edith Mittelstädt lächelte bitter. »Auf seinem Gehaltskonto war in der letzten Woche nicht einmal mehr genug Geld für die Telefonrechnung.«

5

Fiebach war nicht unzufrieden mit den bisherigen Ermittlungsergebnissen. Der Tote war zweifelsfrei Rudolf Mittelstädt, und was Leutnant Haake in der »Windmühle« erfahren hatte, paßte lückenlos zu den Absichten, die Edith Mit-

telstädt ihrem Mann unterstellte.

Der Fernsprechanschluß 2 73 05 gehörte dem Ingenieur Heinzpeter Weferling, Am Weidberg 17, und dessen Ehefrau hieß Rita, wie die Kartei der Meldestelle verraten hatte, 36 Jahre alt, Fachverkäuferin von Beruf.

Sogar die Fahrtrichtung des Lada stimmte also. Der Neubau Am Weidberg 17 lag nur etwa einen Kilometer vom Kleistplatz entfernt. Wer oder was mochte Rudolf Mittelstädt veranlaßt haben, so kurz vor dem Ziel anzuhalten?

Die Tür der Weferlingschen Wohnung im zweiten Stock wurde überraschend schnell, unmittelbar nach dem ersten kurzen Summerton, geöffnet. Es war zehn vor eins, doch Rita Weferling konnte noch nicht geschlafen haben. Sie guckte verblüfft auf das ungleiche Paar, das da vor ihr stand, auf den baumlangen Mann, der ihr seinen Ausweis entgegenstreckte und sich als Hauptmann der Kriminalpolizei vorstellte, und seine Begleiterin, die sich wie ein nasses Hündchen neben ihm aufgebaut hatte.

Unter ihren feuchten Ponyfransen hervor musterte Marion Haake die Frau, die ungehalten fragte: »Was wollen Sie denn mitten in der Nacht von mir?« Eine rundliche kleine Person in einem offenherzigen pastellgrünen Nachtgewand, das ihr bis auf die nackten Füße reichte. Sie war nicht eigentlich dick, aber alles an ihr wirkte drall, und ihre Haut sah glatt und rosig aus. Eine Strähne des rötlich getönten Haars hing ihr ins Gesicht, und Marion Haake fiel auf, wie gut geschminkt sie zu dieser frühen Stunde war.

»Wir müssen Sie bitten, uns einige Fragen zu beantworten, Frau Weferling«, sagte Fiebach mit gedämpfter Stimme.

»Ich? Wieso denn gerade ich?« Sie sprach hastig und als litte sie unter Atemnot. »Warum kommen Sie nicht am

Tage? Mein Mann ist gar nicht zu Hause!« Ihre Stimme hallte im nächtlichen Treppenhaus wider.

Fiebach gab höflich zu bedenken: »Es wäre sicherlich besser, wenn wir uns in Ihrer Wohnung unterhalten würden.«

Ihr Gesicht verschloß sich. »Zeigen Sie mir erst mal Ihren Ausweis. Ganz genau. Kann ja jeder kommen!«

Mißtrauisch prüfte sie das Dokument und sagte in ihrer eigentümlich überstürzten Redeweise: »Man muß schließlich wissen, mit wem man es zu tun hat.«

In Weferlings Wohnzimmer sah es aus wie vermutlich in den meisten Wohnungen dieses Neubaublocks, dessen Architekt den Platz für die Anbauwand ebenso vorbestimmt hatte wie den für die Eßecke und die dreiteilige Sitzgruppe am Fenster.

Rita Weferling, die sich eine grobgehäkelte schwarze Stola über die nackten Schultern geworfen hatte, an der sie unaufhörlich herumzerrte, schaltete die Hängelampe über dem Eßtisch ein. »Wenn Sie sich setzen wollen ...« Einladend klang das nicht.

Fiebach wies zu dem niedrigen Clubtisch hinüber, auf dem eine Schale mit Salzbrezeln und Erdnußflips und zwei Weingläser standen. »Sie haben offensichtlich anderen Besuch erwartet?«

»Wer soll mich denn mitten in der Nacht besuchen?« fragte die kleine Frau herausfordernd. »Ich *hatte* Besuch – am Nachmittag.«

Der Hauptmann setzte sich und legte die Hände auf die saubere Tischdecke. Forschend sah er die Frau von der Seite an, die im Halbschatten des Lampenschirms verharrte, und sagte gelassen: »Ich nehme an, das zweite Glas war für Rudolf Mittelstädt bestimmt.«

Ob Rita Weferling errötete, war nicht zu erkennen. »Wie kommen Sie denn darauf?« stieß sie gepreßt hervor. Und dann dreist: »Das müssen Sie mir erst mal beweisen!«

Eine Reaktion, die den Hauptmann nicht im mindesten überraschte. Unzählige Male hatte er diesen Satz im Laufe seiner Dienstzeit gehört. »Wir wissen, daß Herr Mittelstädt Sie heute abend besuchen wollte.«

»Na, und wenn schon! Was geht das die Polizei an?«

»Nichts, Frau Weferling. Gar nichts. Im Normalfall. Möchten Sie sich nicht lieber setzen?«

»Was wollen Sie von mir?« Das klang unwillig. Dennoch ließ sie sich vorsichtig auf der Stuhlkante nieder, Marion Haake gegenüber.

»Wir möchten, daß Sie uns einige Fragen wahrheitsgemäß beantworten.«

Rita Weferlings Blick verriet deutlich, was sie von nächtlichen Besuchen der Kriminalpolizei hielt. Doch Fiebach war derlei gewöhnt. Er fragte ruhig: »Sie haben Rudolf Mittelstädt erwartet?«

Die Frau sagte trotzig: »Ich bin ziemlich viel alleine.« Die Finger ihrer kleinen Hand verhakten sich in der weitmaschigen Stola. »Mein Mann ist ständig unterwegs. Heute abend mußte er nach Rostock. Ganz plötzlich. Als ob es keinen Frühzug gäbe.«

»Da haben Sie kurz entschlossen Rudolf Mittelstädt angerufen. Wann etwa war das?«

Frau Weferling reagierte grantig. »Hat Ihnen die eifersüchtige alte Schraube das nicht erzählt? Gegen halb acht muß es gewesen sein, wenn Sie es nicht genauer wissen.«

Sie sah hübsch aus in ihrem Zorn, der gewiß nicht gespielt war. Fiebach blieb unbeeindruckt. »Rudolf Mittelstädt versprach also zu kommen«, stellte er mit seiner ein

wenig knarrenden Stimme fest.

»Wie Sie sehen, ist er nicht hier.«

Leutnant Haake bewunderte die Geduld des Hauptmanns. Als hätten sie die ganze Nacht Zeit.

»Wann ist Ihr Mann nach Rostock abgereist?«

»Der Zug fuhr um neunzehn Uhr und noch was«, entgegnete Rita Weferling patzig. »Ich habe nicht kontrolliert, ob er mitgefahren ist.«

»Das werden die zuständigen Organe in Rostock feststellen.«

Zum ersten Mal schien die Frau ihre Fassung zu verlieren. »Nein!« sagte sie und sprang auf. Die Stola rutschte von ihren runden Schultern. Im letzten Augenblick griff sie danach. »Heinzpeter darf um Gottes willen nichts erfahren! Versprechen Sie mir das?« Sie blickte Fiebach bittend an, und als der schwieg, wandte sie sich an Marion Haake. »Sie sind doch eine Frau ... Sie müssen das verstehen ...« Sie gab es auf und hockte sich wieder auf ihre Stuhlkante. »Ich sage Ihnen alles, was ich weiß. Lassen Sie meinen Mann da 'raus«, murmelte sie und zog die Stola eng um ihre Schultern.

»Also bitte, Frau Weferling.« Fiebach nickte ihr aufmunternd zu.

Sie schien verwirrt. »Ich weiß ja gar nicht, was Sie erfahren wollen ... Das mit Rudolf wissen Sie doch sowieso.«

»Sie haben also seit halb acht auf Rudolf Mittelstädt gewartet?«

»I wo. Frühestens ab neun. Erst mußten die Kinder ins Bett. Der Große darf bis acht aufbleiben.«

»Demnach kam Herr Mittelstädt nie vor neun Uhr?« Fiebach schickte einen bedeutungsvollen Blick zu Leutnant

Haake, und beide dachten sie dasselbe: Vielleicht hatte Mittelstädt in der Bebelstraße geparkt, weil es noch zu früh gewesen war?

»Was Sie sich denken!« Frau Weferling fühlte sich anscheinend schon wieder fast obenauf. »Rudi mag die Kinder. Wir sehen uns nur ab und zu mal. Wenn mir die Einsamkeit zuviel wird.«

»Und diesmal wurde sie Ihnen bereits eine Viertelstunde nach der Abreise Ihres Mannes zuviel«, sagte Fiebach sarkastisch.

Rita Weferling maß ihn mit einem funkelnden Blick. »Sie sitzen da wie mein Mann! Fehlt nur noch ein Stoß Papier auf dem Tisch. Seit gestern früh um neun hat er auf diesem Platz gehockt.« Sie wies auf den Stuhl, auf dem Marion Haake saß. »Am Sonnabend war ich mit den Kindern bei meiner Schwester, die mich nicht leiden kann. Sonntagnachmittag im Pionierpark. Nur um hier mal rauszukommen. Ich glaube, er ist inzwischen nicht mal aufgestanden, um zu pinkeln. Was habe ich denn von einem solchen Mann? Na? Steht nach dem Abendessen auf und sagt: Jetzt muß ich nach Rostock!«

Diesmal schien Fiebach verwirrt. Marion Haake lächelte der Frau zu und fragte: »Kannten sich die beiden – Ihr Mann und Rudolf Mittelstädt?«

Kannten. Das war ein Patzer. Aber die Frau war nicht in der Stimmung, auf solche Feinheiten zu achten. »Nein«, entgegnete sie, gab dann jedoch zögernd zu: »Heinzpeter hat ihn mal gesehen. Jemand vom Kaufhallenverband, habe ich gesagt. So was vergißt er in drei Minuten. Er hat ihn gar nicht beachtet. Was ist denn mit Rudi?«

»Ihr Mann weiß also nichts von Ihrer Beziehung zu Rudolf Mittelstädt?«

»Beziehung!« rief Rita Weferling empört aus. »Was wissen Sie denn? Rudi ist einfach ein ganz anderer Mensch als mein Mann! Er ist aufmerksam. Fragt mich nach allem, was mich interessiert. Wir waren sogar schon mal im Theater. In Berlin. Im Metropol-Theater. Auf so was würde Heinzpeter in hundert Jahren nicht kommen. Der merkt nicht mal, ob ich überhaupt da bin. Sage ich was, guckt er mich an wie Sie jetzt! Weshalb fragen Sie mich hier aus? Was soll das Ganze? Wollen Sie mich bei meinem Mann anschwärzen?«

In seiner langen Dienstlaufbahn hatte Fiebach die Erfahrung gemacht, daß es das beste war, Zeugen nicht zu unterbrechen, waren sie einmal so in Fahrt geraten wie Rita Weferling. Doch nun verstummte sie abrupt.

»Rudolf Mittelstädt ist tot«, sagte er sachlich.

Rita Weferling saß steif auf ihrer Stuhlkante und starrte ihn an. »Die Frau – seine Frau hat ihm was angetan?« brachte sie schließlich hervor. »Sie können es mir ruhig sagen! Hat sie ihn – vergiftet?«

»Wie kommen Sie zu dieser Vermutung?« fragte Fiebach ruhig. »Hat Rudolf Mittelstädt sich jemals diesbezüglich geäußert?«

»Natürlich hatte er Angst vor ihr. Zugegeben hätte er das nie. Aber ihr gehört ja alles. Das Haus, das Auto, das Geld. Und er! Die hätte ihn nie hergegeben. Dabei hat er sich für sie kaputtgemacht. Und für ihren Vater. Eine Frau, die nicht arbeitet. Der Alte hat ihr irrsinnig viel Geld hinterlassen. Oder schon vorher geschenkt, wegen der Erbschaftssteuer. Solche Leute sind das. Rudi war todunglücklich in diesem Haus!«

»Er wollte sich also scheiden lassen?«

»Was gucken Sie mich so an? Wir haben nicht vom Hei-

raten gesprochen. Aber irgendwann hätte ich es meinem Mann sowieso gesagt. Wenn er überhaupt hingehört hätte.« Sie schniefte. »Jetzt braucht er es auch nicht mehr zu erfahren«, sagte sie bestimmt und fuhr sich mit dem Zipfel der schwarzen Stola über das Gesicht.

»Eine Befragung Ihres Mannes wird sich kaum umgehen lassen, Frau Weferling. Wissen Sie, wo er in Rostock zu erreichen ist?«

Ihre vielleicht nur vorgetäuschte Trauer schlug sofort wieder in Abwehr um. »Was wollen Sie denn von ihm? Glauben Sie etwa, mein Mann hat Rudi auf dem Gewissen? Der kriegt schon eine feuchte Nase, wenn ich mal eine Fliege erschlage! Lassen Sie ihn da 'raus. Der hat den Kopf voll genug mit seinem Institut. Als ich Rudi anrief, saß mein Mann schon im Zug. Warum glauben Sie der Frau und nicht mir?«

Fiebach erhob sich zu seiner vollen Länge. »Wir werden sehen, was wir tun können, Frau Weferling«, sagte er friedlich. Er sah auf die Uhr. »Kommen Sie bitte heute um dreizehn Uhr aufs Kreisamt. Wahrscheinlich wissen wir dann bereits mehr.«

Marion Haake blickte ihren Chef prüfend an. Tat ihm die kleine Frau, die so schnoddrig tat, etwa leid?

6

Die morgendliche Lagebesprechung an Fiebachs T-förmiger Sitzungstafel ergab im Fall des bisher ungeklärten Todes unter verdächtigen Umständen von Rudolf Mittelstädt keine gravierenden neuen Ergebnisse. Im Wagen hatten die Kriminaltechniker bis auf die Flaschenumhüllung nur

wenig auswertbares Spurenmaterial sichern können: Finger- und Handabdrücke einer ganzen Reihe von Personen, an den Griffen beider rechter Türen innen und außen so stark verwischt, daß auf den Gebrauch von Handschuhen zu schließen war. Keine frischen Fußspuren. Über die zahlreichen Gewebe- und Materialpartikel, Tabakreste und Haare ließ sich erst nach umfangreicher Analyse und Vergleichen eine Aussage treffen.

Der Bericht Hauptmann Zabels wurde mit zustimmendem Schweigen quittiert, bis Marion Haake einwandte: »Immerhin ist damit noch nicht ausgeschlossen, daß Mittelstädt eines natürlichen Todes starb.«

Fiebach war nicht anzusehen, was er dachte. »Fassen wir die Fakten noch einmal kurz zusammen: Mittelstädt erhielt von der Weferling einen Anruf, daß deren Mann überraschend nach Rostock gefahren sei.« Er sah seine junge Frau Leutnant fragend an.

»Ja«, stimmte sie zu. »Dieser Heinzpeter Weferling hat sich gestern gegen dreiundzwanzig Uhr zehn an der Rezeption des Bahnhofshotels in Rostock angemeldet. Das Zimmer war für ihn reserviert. Planmäßige Ankunft des D-Zugs am gegenüberliegenden Hauptbahnhof zweiundzwanzig Uhr dreiundvierzig. Laut Auskunft der Reichsbahn hatte der Zug zwölf Minuten Verspätung.« Marion Haake ließ sich nicht anmerken, wie stolz sie darauf war, den gesuchten Heinzpeter W. so schnell gefunden zu haben. »Da die Fahrzeit von hier nach Rostock auf der Straße nur unwesentlich von der des D-Zugs abweichen dürfte, gab es für Weferling keine andere Möglichkeit, sein Reiseziel zur angegebenen Zeit zu erreichen. Eine unmittelbare Beteiligung am Tode Mittelstädts ist demzufolge wenig wahrscheinlich.«

Zabel nickte ihr quer über den Tisch anerkennend zu, und auch Fiebach schien zufrieden zu sein. »Gut. Mittelstädt provoziert also nach dem Anruf einen Streit mit seiner Frau und fährt los. Es wäre zu klären, ob er Medikamente eingenommen hat.«

»Er wirkte jedenfalls nervös, wenn man der Aussage des Büfettiers in der ›Windmühle‹ glauben darf«, ergänzte Leutnant Haake.

»Einverstanden. Mittelstädt hält vor der ›Windmühle‹, kauft Zigaretten, Pralinen und den Wein – und fährt weiter. Ob allein oder in Begleitung, ist vorläufig offen. In der Bebelstraße, einer um diese Zeit relativ ruhigen Nebenstraße, hält er erneut an, im deutlich gekennzeichneten Parkverbot. Warum? Weil es noch zu früh war für seinen Besuch bei Rita Weferling? Weil er jemanden aus dem Wagen aussteigen ließ?«

»Jedenfalls zog er selber die Handbremse an«, sagte Zabel. »Die Abdrücke sind eindeutig. Und die Bebelstraße hat an dieser Stelle ein leichtes Gefälle zum Kleistplatz hin.«

»Vielleicht spürte er, daß ihm übel wird, und er erleidet dann einen Herzinfarkt.« Mit einer gewissen Hartnäckigkeit verfolgte Marion Haake diesen Gedanken, an den sie selbst nicht recht glaubte. »Das wäre doch eine sehr beruhigende Erklärung.«

»Und der erste, der den Toten bemerkt, öffnet die Wagentür, zieht ihm Brieftasche und Geldbörse aus den Taschen, greift nach der Flasche Wein und stiehlt Pralinen und Zigaretten. Außerordentlich beruhigend.«

Marion Haake biß sich vor Ärger auf die Unterlippe.

»Immerhin kein Mord«, sagte Zabel versöhnlich, und wider Erwarten ging Fiebach darauf ein. »Nun, nach der Autopsie werden wir mehr wissen.«

Die war für zehn Uhr angesetzt. Fiebach als Untersuchungsführer, Zabel und der Staatsanwalt mußten ohnehin daran teilnehmen. Marion Haake beneidete sie nicht darum. Da waren ihr die Ermittlungen im Betrieb, in dem Mittelstädt gearbeitet hatte, doch entschieden sympathischer.

Auf dem Gang vor Fiebachs Zimmer hielt Hauptmann Zabel sie am Ellenbogen fest. »Mädchen, du warst gut«, sagte er. »Man muß immer alle Eventualitäten einbeziehen, nichts auslassen. Gehen wir schnell einen Kaffee trinken?«

»Danke. Ich trinke nur Tee. Und ich muß los.«

Zabel schien wirklich enttäuscht, sagte aber nur: »Na, dann viel Erfolg« und trabte in Richtung Kantine davon.

7

Die Kaderabteilung des Maschinenbaukombinats hatte ihren Sitz in einem fünfgeschossigen Neubau, dessen Fassade aus Aluminium, Glas und ockerfarbenen Kunstharztafeln nicht vermuten ließ, woraus das Gebäude dahinter im wesentlichen bestand: aus Hartpappe. Jedenfalls hörte Marion Haake jedes Wort, das der Kaderleiter im angrenzenden Raum am Telefon sprach, während sie an seinem Schreibtisch saß und die Personalakte Rudolf Mittelstädts durchblätterte.

»Rudi? Einer unserer Besten!« hatte der imposante grauhaarige Mann spontan geäußert, war dann jedoch zurückhaltender geworden und schließlich selbst ins Sekretariat gegangen, um den zuständigen Bereichsleiter zu informieren.

Leutnant Haakes Besuch in der Betriebspoliklinik war so

gut wie ergebnislos verlaufen. Die Ärztin, deren Namen Edith Mittelstädt genannt hatte, war seit einem Jahr nicht mehr hier tätig, und über Rudolf Mittelstädt existierten nur magere Unterlagen. Immerhin hatte man vor drei Jahren bei einem Belastungs-EKG eine Herzanomalie diagnostiziert; Angaben über deren Behandlung fehlten jedoch. Arbeitsunfähig war Rudolf Mittelstädt das letzte Mal im November des vergangenen Jahres gewesen. Den grippalen Infekt hatte man mit Analgin bekämpft.

Gaben die Personalunterlagen mehr her? Personalbogen, Lebenslauf mit nichtssagenden Ergänzungen, alles schon ein wenig antik, vor Jahren angefertigt auch die beiden Beurteilungen, im Ton wohlwollend und unbeholfen und durchweg positiv. Dazwischen Auszeichnungen, Prämienanschreiben, Ergänzungen zum Arbeitsvertrag, Teilnahme an Lehrgängen – absolut nichts, was einen Schatten auf Mittelstädt geworfen hätte. Wenn man von der Tatsache absah, daß die letzte Auszeichnung neun Jahre zurücklag.

Der Bereichsleiter Brennecke war das genaue Gegenteil des gewichtigen Kaderleiters, ein kleiner, agiler Mann mit pechschwarzem Haar und Schnauzbart und randloser Brille, der auf Marion Haake zuschoß, als wollte er sie umarmen.

»Rolf, das ist die Genossin von der K, die wegen Rudi Mittelstädt hier ist.«

»Na ja«, sagte Rolf Brennecke sorgenvoll und blitzte die junge Frau Leutnant durch seine Brillengläser an. »Daß da mal was kommt, war zu erwarten ...«

Der Kaderleiter staunte. »Deine Äußerung überrascht mich, Rolf!«

Brennecke reagierte nicht darauf, zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor und setzte sich Marion Haake gegenüber.

»Rauchen Sie?« Er bot ihr seine »Club«-Schachtel an und fühlte sich anscheinend ganz zu Hause.

Marion Haake blickte auf den Kaderleiter, der verstand und ging, ungern, wie es schien.

»Ihre Bemerkung klingt vieldeutig, Herr Brennecke.«

Rolf Brennecke nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette und lächelte sie gewinnend an. »Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Aber Mittelstädt macht mir seit einiger Zeit Sorgen. Hat wahrscheinlich private Probleme, mit denen er nicht fertig wird. Und der Gesündeste ist er ohnehin nicht. Was liegt denn gegen ihn vor? Ich habe ihn heute noch gar nicht gesehen.«

»Sie sagten: ›Daß da mal was kommt, war zu erwarten!‹ Das bezog sich nicht auf Mittelstädts Gesundheit?«

Nun zögerte er doch. »Nein ...«, gab er zu, »so einfach ist das nicht mit ihm. Er ist Fachgebietsleiter in der Materialwirtschaft. Ich bin sein Leiter, und ich bin acht Jahre jünger als er. Das kann er nicht so ganz verwinden. Er galt mal als einer der entwicklungsfähigsten Kader hier im Stammbetrieb. Das ist einige Zeit her. Inzwischen ist er irgendwie in Schwierigkeiten geraten, wie es scheint. In seiner Ehe. Die Frau soll älter sein. Ich weiß das nicht so genau. Man hat mir zugetragen, er hätte eine Jüngere. So etwas interessiert mich nicht. Aber daß er beispielsweise Schulden macht, hier unter seinen Mitarbeitern, das geht mich etwas an. Darin bin ich altmodischer als unser Kaderleiter. Ein Leiter muß ein Vorbild sein!« Energisch drückte er den Rest seiner Zigarette im Aschenbecher aus und suchte in der Schachtel nach einer neuen.

»Haben Sie mit Rudolf Mittelstädt über seine Probleme gesprochen?«

»Selbstverständlich.« Das Feuerzeug flammte auf. »Ich

habe es probiert«, schränkte Brennecke ein. »Er reagiert in letzter Zeit ziemlich aggressiv, wenn ihm etwas nicht paßt, kann sich nicht beherrschen. Dabei mußte ich ihn wegen seiner eigenen Arbeitsdisziplin einige Male anzählen. Der Gute ruht sich auf seinen Lorbeeren aus. Aber wir sind hier nicht bei der Post. Hier muß man die Termine halten. Er hat wichtige Dinge ranzuschaffen. Persönlich, wenn es sein muß. Verstehen Sie?«

Brennecke war in Eifer geraten. »Er ist unzuverlässig, schmeißt uns die Plantermine. Guckt mich an, als wäre ich aus Glas, wenn ich mit ihm rede. Oder ist einfach nicht zu finden. So wie heute. Kommt oder geht, wann er will.«

Ungläubig fragte sie: »Er fehlt unentschuldigt? Als Leiter?«

Brennecke hatte wohl das Gefühl, übers Ziel hinausgeschossen zu sein. »So direkt nicht«, schwächte er ab. »Aber bei der Materialbeschaffung, da geht es nicht ohne persönlichen Einsatz und ohne Dienstreisen. Und das setzt einfach gegenseitiges Vertrauen voraus!«

»Sie haben Anlaß zu glauben, daß Mittelstädt dieses Vertrauen mißbraucht hat?«

»Ich weiß nicht!« sagte Brennecke plötzlich verdrossen. Keine Spur mehr von seinem gewinnenden Lächeln. »Ich weiß ja nicht einmal, weshalb Sie überhaupt hier sind und mich das alles fragen. Ich weiß nur, daß ich ein Magengeschwür habe. Und daran ist zu einem Gutteil Rudi Mittelstädt schuld!«

»Und keinesfalls die vielen Zigaretten, die Sie rauchen«, stellte Marion Haake beiläufig fest. Er sah sie verblüfft an, und die Spur eines schuldbewußten Lächelns kehrte in sein Gesicht zurück.

»Sie sprachen von Mittelstädts finanziellen Schwierig-

keiten. Gibt es da möglicherweise einen Zusammenhang mit seiner Funktion in der Materialbeschaffung?«

Der Zigarettenrest, den Brennecke im Aschenbecher löschte, war diesmal länger. »Lassen Sie die Katze ruhig aus dem Sack!« Er sah sie erwartungsvoll an, doch sie schwieg. »Schön«, sagte er schließlich, und seine Finger krabbelten schon wieder in der Zigarettenschachtel herum, »ich habe eine Tiefenprüfung beantragt. Es scheint mir da gewisse Unregelmäßigkeiten bei der Beschaffung von Baumaterial für unser Ferienobjekt zu geben. Mehr kann ich noch nicht sagen. Aber wenn da auch nur das Geringste dran ist, rettet auch kein Kaderleiter mehr den lieben Rudi!«

»Rudolf Mittelstädt ist tot.«

Brennecke guckte ungläubig. »Ach du Scheiße!« sagte er. Und nach einer Pause, zögernd: »Hat er Selbst ...?«

»Weshalb sollte er das getan haben?«

»Na eben.« Ganz in Gedanken zündete er sich die nächste Zigarette an. »Irgendeinen Ausweg gibt es doch immer.«

8

Mit den Jahren hatte sich Horst Brunow an seinen Dienstrhythmus gewöhnt und sogar daran, daß die Architekten und Stadtplaner anscheinend noch nie etwas von Schichtarbeit gehört hatten. Es blieb ihm nach jedem Nachtdienst überlassen, trotz Müllabfuhr und Kaufhallenbelieferung, Stereoanlagen und Heimwerkertätigkeit, elektrischen Schreibmaschinen und zweistündigem Staubsaugen in den Nebenwohnungen einen lärmgeschützten Schlafplatz zu

finden. Wenn es regnete wie an diesem Montagvormittag und die Kleinen im nahegelegenen Kindergarten nicht draußen spielen durften, war das Wohnzimmer dazu am besten geeignet.

Dennoch schlief Brunow schlecht, wie so häufig am Tag, und neuerdings auch nachts. Er wälzte sich lange auf dem zu schmalen Sofa herum und stand endlich auf, um sich einen Kaffee zu brühen. In der Küche fand er die Liste mit den Aufträgen für den Tag vor, und die begann mit dem mahnenden Hinweis: Mülleimer!!!

Neben dem überquellenden Treteimer lehnte bereits eine halbgefüllte Plastetüte. Brav trottete Brunow mit Eimer und Tüte den Betonweg entlang zu den Müllcontainern. Er erinnerte sich dabei an seine Kindheit, als in jedem Hof noch die kantigen Kästen gestanden hatten, die von kernigen Männern in den Bauch gewaltiger Müllfahrzeuge entleert wurden, aschfarben wie die Kästen die Männer und die mächtigen Pferde, die diese Wagen zogen.

Irgend etwas hinter der Hecke, die den Müllplatz umgab, störte seine verschlafenen Erinnerungen. Wusch da etwa wieder einer sein Auto direkt neben dem Buddelkasten? Zumindest hantierte dort jemand an einem PKW herum. Das war doch dieser Uralt-Trabant von Torsten Wienecke aus dem Nachbaraufgang!

Wienecke erschrak denn auch gebührend, als Brunow so plötzlich hinter der Hecke auftauchte. »Der Feuerdorn müßte mal wieder beschnitten werden«, sagte Brunow gemütlich. »Merkt man gar nicht, was auf einen zukommt, wie?«

Der überraschte junge Mann getraute sich nicht, wortlos mit der Reinigung seines Fahrzeugs fortzufahren, und guckte abwartend. Brunow und er kannten sich gut. Zu

gut! Dem verdankte er nämlich den Mängelschein mit den vielen Kreuzen für sein geliebtes Gefährt.

»Na, ist jetzt alles in Ordnung?« erkundigte sich Brunow väterlich, nachdem er den Mülleimer entleert hatte. »Wenn du schon Schwarztaxi fährst, dann wenigstens mit einem verkehrssicheren Fahrzeug. Klar?«

Brunows Angewohnheit, seinen Belehrungen ein antwortheischendes Wörtchen anzufügen, störte Torsten Wienecke erheblich. Und die Anspielung auf seine gelegentliche nächtliche Selbstlosigkeit war ihm aus dem Munde eines Polizisten besonders unangenehm, auch wenn er sich nicht im Dienst befand. Doch Angst hatte er vor dem noch lange nicht. »Braucht ja nur genügend Taxen einzusetzen«, sagte er aufsässig, wandte Brunow den Rücken zu und beugte sich tief in den Wagen hinein.

»Such dir lieber eine legale Feierabendbeschäftigung«, riet Brunow ihm sanftmütig. Eigentlich mochte er den Jungen. Der tauchte aus seiner engen Fahrerkabine wieder auf, mit Scherben einer braunen Glasflasche in der Hand, von denen schon mehrere säuberlich auf einem Putzlappen neben dem Fahrzeug lagen.

»Fährst du neuerdings für den Chemiehandel?« fragte Brunow und knöpfte, schon im Gehen begriffen, den Hemdkragen zu. Allmählich wurde der Nieselregen doch lästig.

Torsten sah ihn von unten herauf an und schnupperte an dem Flaschenhals, in dem noch der geschliffene Stopfen steckte. »Äther«, sagte er halblaut und verzog mißbilligend die Nase. »Kaum noch zu riechen.«

Brunows verzinkter Abfalleimer schepperte auf dem nassen Beton. Mit einem sportlichen Satz, den Torsten ihm gar nicht zugetraut hatte, ging er neben dem Putzlappen in die

Hocke, hielt auch schon den Flaschenhals in der Hand und schnüffelte daran.

»Wie kommt das in dein Auto?« fragte er streng.

Wienecke schwieg vorsichtshalber.

»Na?« grollte Brunow und erhob sich aus der Hocke zu seiner vollen Lebensgröße. »Nun mal 'raus mit der Sprache!«

Widerstrebend äußerte Wienecke: »Scheint jemandem kaputtgegangen zu sein ...«

Herausfordernd streckte Brunow ihm die Scherbe entgegen. »Wem? Wer hat da gestern abend in deinem Auto eine Flasche mit Äther zerschmissen?«

Torsten setzte eine unschuldige Miene auf. »Ich kannte die nicht. Ehrenwort. Hab' sie aus reiner Freundlichkeit mitgenommen. Aber das glauben Sie mir ja sowieso nicht ...«

Brunow schien ihm gar nicht mehr zuzuhören. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Na, dann komm mal mit, mein Freund. Das wird die Genossen interessieren.«

»Hej, hej«, empörte sich Torsten, »ich habe nichts gemacht. Und Sie sind nicht mal im Dienst, Herr Brunow!«

»Ein Volkspolizist ist immer im Dienst«, entgegnete Brunow im Brustton tiefster Überzeugung.

»Ich habe es eilig!«

»Ich auch, Bürger Wienecke! Ich ziehe mir nur die Jacke über, und dann fährst du uns mit deinem hübschen alten Auto sofort zum Kreisamt, klar?«

Torsten Wienecke sah ein, daß jede Widerrede zwecklos war. Er sagte nur trotzig: »Vergessen Sie Ihren Eimer nicht.«

9

Kurz vor elf Uhr saß Marion Haake an ihrem Schreibtisch und versuchte, der Müdigkeit Herr zu werden. Es war das erste Tötungsdelikt, an dessen Aufklärung sie mitarbeitete. Wenn es sich überhaupt um ein solches Delikt handelte. Gewiß, Motive und mögliche Tatverdächtige gab es genügend: die betrogene Ehefrau, der eifersüchtige Mann der Geliebten, die privaten Probleme und die finanziellen Schwierigkeiten des Toten, die sogar der Selbstmordhypothese Brenneckes einen Hauch von Wahrscheinlichkeit verliehen. Etwas Konkretes über Unterschlagungen würde erst die Tiefenprüfung ergeben. Marion Haake hatte mit den beiden Mitarbeitern Mittelstädts gesprochen, denen er zweihundert und sechshunderfünfzig Mark schuldete, was sie nur zögernd eingestanden. Ein Zusammenhang mit Mittelstädts Tod ließ sich daraus nicht herstellen. Dennoch galt es, das Alibi der beiden Gläubiger zu überprüfen: Mittelstädts ältliche Sekretärin, die ihren Chef zu verehren schien und sich von seinem Ableben tief betroffen zeigte, und der junge Materialdisponent, der beinahe wegwerfend von der Summe gesprochen hatte, die immerhin gut zwei Drittel seines monatlichen Nettogehalts ausmachte. Das Geld hatte er Mittelstädt auf dem Rennplatz geliehen. Beim Betriebshandwerker Krafczyk stand Mittelstädt vermutlich mit ganz anderen Summen in der Kreide, meinte der Disponent. Krafczyk weilte jedoch seit vierzehn Tagen in Bad Berka zur Kur.

Und dann war vor einer halben Stunde Scherwinski ins Zimmer gestürmt und hatte ihr ein feuchtes Etwas auf den Tisch gelegt: eine völlig aufgeweichte Brieftasche. Der Personalausweis hatte sich nicht darin befunden, nur Mittel-

städts Führerschein und die Zulassung für den Wagen auf den Namen seiner Frau. Kein Geld, keine Schecks. Eine Frau hatte die Brieftasche auf dem Weg zur Arbeit in einem Vorgarten in der Sigurdstraße entdeckt und bei ihrem Betriebsschutz abgegeben. Die Sigurdstraße war eine Querstraße der Bebelstraße, kaum zweihundert Meter vom Kleistplatz entfernt.

Aus dem Futter der Brieftasche, einem sogenannten Geheimfach, hatte Zabel ein Foto Rita Weferlings geborgen und einen Zettel, der von der Nässe verschont geblieben war: Rudi! Wenn die Knete nicht am 22. in meiner Hand ist, platzt der Mond! K.

Heute war der 13. Oktober. Der 22. welchen Monats war da gemeint? Hieß K. – Krafzcyk? Und was verstand der unter »platzt der Mond«? Wenn dieser K. etwas mit Rudolf Mittelstädts Tod zu tun hatte, wie hatte er dann diesen Zettel übersehen können? Oder war diese Botschaft nur zur Irreführung in die Brieftasche gesteckt worden? Wieviel Geld hatte sie überhaupt enthalten?

Gerne hätte Marion Haake diese Fragen in aller Ruhe mit Hauptmann Fiebach durchgesprochen, aber der saß inzwischen im Gerichtsmedizinischen Institut und erfuhr aus erster Hand, was Mittelstädts Körper den Medizinern und Biologen verriet. Und von Ruhe konnte schon gar keine Rede sein, solange nicht eindeutig klar war, auf welche Weise dieser Rudolf Mittelstädt verstorben war.

Wie einen Berg sah Marion Haake die kommende Arbeit vor sich, all die Berichte und Protokolle, Vernehmungen und Befragungen. Ihre Augen brannten, als wären winzige Sandkörner hineingeraten. Sie beschloß, sich erst einmal einen starken Tee zuzubereiten. Doch daraus wurde nichts, denn ihr fiel ein, daß sie zu elf Uhr den Büfettier bestellt

hatte. Also ging sie hinüber ins Vernehmungszimmer.

Roland Büchsenstein trug trotz des trüben Wetters seine getönte Brille. Auch er sah müde aus, und es schien, als hätte er sich nicht rasiert.

Für einen flüchtigen Augenblick dachte Marion Haake an ihre Frisur, während Büchsenstein Rudolf Mittelstädts Foto so eingehend betrachtete, als sei darauf etwas sehr viel Interessanteres abgebildet als das mißmutige Gesicht eines Mannes in mittleren Jahren.

»Der ist es gewesen. Gar kein Zweifel möglich.« Er reichte ihr das Bild zurück. »Ich glaube, ich habe ein gutes Personengedächtnis.«

»Sie werden es gebrauchen können, Herr Büchsenstein. Wir benötigen eine Skizze der Tischaufstellung in der ›Windmühle‹. Versuchen Sie sich also zu erinnern, wer auf welchem Platz gesessen hat. Eventuell müssen uns Ihre Kollegen helfen, diesen Sitzplan zu vervollständigen.«

Büchsenstein guckte sie entgeistert an. Die Brillengläser vergrößerten seine Augen unnatürlich. Sein Sehfehler fiel ihr jetzt noch mehr auf als in der Nacht.

»Mein Gott, was hat der denn angestellt?« erkundigte er sich besorgt.

»Er ist tot. Und Sie sind der letzte, der ihn lebend gesehen hat.«

»So eine Schei...!« entfuhr es Büchsenstein. »Entschuldigen Sie.« Er nahm seine Brille ab und rieb sich mit der Handfläche über Stirn und Augenpartie. Er sah aus wie ein erschrockenes Kind, das stark schielte. Weshalb hatte ihn die Nachricht von Mittelstädts Tod so erschreckt?

»Tun Sie mir einen Gefallen, und lassen Sie Rosi aus all dem heraus. Die hat schon die ganze Nacht verrückt gespielt. Sie ist kein schlechtes Mädel, wirklich nicht. Ist da

mal in was reingerutscht, das wissen Sie ja sicher aus Ihren Akten. Und seitdem hat sie eine panische Angst, man könnte ihr was anhängen.«

Marion Haake unterdrückte noch rechtzeitig die Frage, um welches Delikt es sich in Rosis Vergangenheit gehandelt hatte. Sie sagte nur: »Wir werden nicht umhinkommen, uns auch bei Fräulein Rosi nach den Personen zu erkundigen, die sich zur gleichen Zeit mit diesem Mann«, sie deutete auf das Foto Mittelstädts, »in der Gaststätte aufgehalten haben.«

Es war dem Büfettier anzumerken, daß er ins Schwitzen geriet. »Lassen Sie mich besser vorher mit Rosi sprechen«, bat er. »Wenn Sie jetzt auch noch mit dieser Mordsache zu ihr kommen, dreht sie vollends durch.«

Marion Haake tat erstaunt. »Woher wissen Sie, daß der Mann ermordet worden ist?«

Büchsenstein öffnete den Mund, als schnappe er nach Luft. Sein Lächeln geriet ihm noch mehr daneben als am Vorabend. »Na hören Sie mal!« sagte er rauh. »Würden Sie mich denn sonst ausquetschen wie eine Kuba-Apfelsine?«

Eine halbe Stunde später schien kaum noch ein Tropfen Saft in ihm zu sein, und Leutnant Haake war mit ihren Fragen längst nicht am Ende.

»Er hat also nach Ihrer Kollegin Rosi geguckt, sagen Sie. Das muß ihr doch aufgefallen sein.«

»Nach Rosi gucken die meisten.« Büchsenstein sagte das nicht ohne einen gewissen, wenn auch müden Stolz. »Ich glaube nicht, daß ihr das noch auffällt. Bei so einem Alten schon gar nicht. Der hat auch nach den Mädchen vorn am Tisch ...« Er überlegte. »Wenn die überhaupt noch da waren ...«

»An diesem Tisch?« Sie wies auf einen der Kreise in

Büchsensteins Zeichnung.

»Nein. An dem Tisch saßen die beiden jungen Burschen.«

»Und die haben das Lokal nicht verlassen? Auch nicht für wenige Minuten?«

»Nein! Die haben bis fast zum Schluß dort gehockt.«

»Von Ihrem Platz hinter dem Tresen können Sie diesen Tisch nur teilweise überblicken.«

»Ja. Aber der andere hatte sich so hingesetzt, daß er Rosi beobachten konnte, wenn sie in die ›Mühlenstube‹ runterging. Zumindestens seine Beine sah ich den ganzen Abend.«

Sie leben mit Rosi zusammen? wollte Leutnant Haake gerade fragen, als jemand ziemlich derb an die Tür klopfte. Draußen stand der massige Hauptwachtmeister aus dem Funkstreifenwagen, der sie gestern abend zur Kohlenhändlerin begleitet hatte. Neben ihm ein junger Mann, Anfang zwanzig, in einer Lederjacke, der alles andere als begeistert dreinblickte.

»Fiebach ist nicht da«, erklärte Brunow laut und ungeduldig. »Also muß ich zu Ihnen kommen. Sie werden staunen.«

»Moment bitte.« Sie öffnete die angelehnte Tür des Vernehmungsraums. Roland Büchsenstein saß weit nach vorn gebeugt auf seinem Stuhl, als interessiere ihn der Schnellhefter auf ihrem Platz brennend. Aber vielleicht täuschte dieser Eindruck. Sie nahm den Hefter vom Tisch und schob dem Büfettier seine Zeichnung zu. »Vervollständigen Sie die bitte, Herr Büchsenstein. Schreiben Sie Zahlen an die einzelnen Plätze und fertigen Sie eine Legende an. Eins, zwei – älteres Ehepaar. Und so weiter. Möglichst mit Zeitangaben. Sie verstehen?«

Büchsenstein seufzte schicksalsergeben.

»Worum geht es denn?« fragte sie draußen im Gang den Hauptwachtmeister.

»Um meine gute Nase.« Er griff sich an sein nicht zu klein geratenes Riechorgan. »Ich rieche alles, seit ich nicht mehr rauche.« Und leiser: »Auch daß Ihr Chef gestern abend Bier getrunken hatte. War ja nicht im Dienst«, fügte er hinzu. »Und der Tote hat nach Äther gerochen!« Er sah sie triumphierend an.

Sie schien wenig begeistert, ja, sie guckte geradezu mißbilligend. »Und das fällt Ihnen erst heute ein?« fragte sie streng, allerdings mit gedämpfter Stimme, des jungen Mannes wegen, der wenige Schritte abseits stand und die Wand anstarrte. Brunow folgte ihrer Blickrichtung. »Der Junge hat mich drauf gebracht!« erklärte er lauthals. »Torsten Wienecke. Ich kenne ihn seit zwanzig Jahren. Und seine Eltern auch. Der ist in Ordnung, bis auf die Schwarztaxifahrerei, aber diesmal hilft uns das.«

Wienecke errötete tief.

»Nun komm her und berichte der Genossin Haake von deinen haarsträubenden Abenteuern«, forderte Brunow ihn auf.

Die Röte stand Torsten Wienecke noch im Gesicht, als er ihr in Fiebachs Zimmer gegenübersaß. Der Hauptwachtmeister bearbeitete inzwischen im Vorzimmer die Schreibmaschine, um seine mündliche Aussage in eine schriftliche zu verwandeln. Daß die kurz ausfallen würde, dafür sprachen die langen Pausen zwischen den einzelnen Buchstaben, die aus dem Nebenraum an Marion Haakes Ohr drangen. Sie schrieb Wieneckes Personalien aus dessen Ausweis ab, während er unruhig auf dem Stuhl hin- und herrutschte.

»Nun erzählen Sie mal, Herr Wienecke.«

»Was gibt es da zu erzählen? Klingt ja doch viel zu unwahrscheinlich. Kommt mir ja inzwischen selber ganz kaputt vor.«

»Herr Wienecke, wir ermitteln hier in einer Sache, die unter Umständen ein schweres Verbrechen darstellt. Was da wahrscheinlich oder unwahrscheinlich klingt, überlassen Sie getrost unserer Beurteilung. Einverstanden?«

»Na schön«, sagte Torsten Wienecke und mehr vorerst nicht. Er klopfte die Taschen seiner Lederjacke ab und förderte schließlich ein zerdrücktes Zigarettenpäckchen zutage. »Darf ich?«

Sie schüttelte den Kopf – aus Prinzip. Das Prinzip hatte sie von Fiebach übernommen. »Sie erzählen mir, weshalb Sie der Hauptwachtmeister hierhergebracht hat, und anschließend rauchen Sie in aller Ruhe eine Zigarette, während ich das Protokoll tippe.«

Man sah ihm seinen Unmut an. »Ohne Protokoll geht's wohl nicht?« fragte er bissig.

Es kostete Leutnant Haake Mühe, nicht die Geduld zu verlieren. »Nein. Aber wenn Sie glauben, sich durch eine Aussage über ihre Tätigkeit als Taxiamateur zu belasten, dann kann ich Sie beruhigen. Wir verfolgen im Augenblick wichtigere Dinge.«

»Also dann. Ich will heiraten. Und wir wollen uns das Haus meiner Großeltern als Eigenheim ausbauen. Da brauche ich jeden Pfennig. Und die beiden Mädchen wollten ziemlich weit 'raus nach dem Norden, deshalb habe ich es gemacht.«

Er schwieg trotzig, beobachtete aber genau, wie sie sein Geständnis aufnahm.

»Nun mal schön der Reihe nach, Herr Wienecke. Es handelt sich um den gestrigen Abend?«

»Selbstredend. Sonntags läuft das Geschäft. Da machen die Profis Feiertag auf der Datsche.«

»Wann sind Sie zu Hause losgefahren?«

»Um halb drei.«

»Um halb drei?« fragte sie erstaunt. »Nachmittags?«

»Na klar. Da will die Oma pünktlich zum Kaffee bei ihren Enkeln sein. Und nachher muß sie zurück. Und einer muß zum Zug und der andere vom Bahnhof zum Weidberg 'raus. Ich hatte genug zu tun.«

»Und wo und wann passierte das mit den beiden, die ziemlich weit 'raus wollten?«

»Das war so gegen zehn. In der Thälmannstraße, dicht bei der Straßenbahnwendeschleife.«

Die Thälmannstraße führte vom Stadtzentrum aus nach Süden. Und die Bebelstraße war von der Wendeschleife nicht mehr als einen Kilometer entfernt, wenn man die nächste Verbindungsstraße benutzte, die Sigurdstraße, wo Mittelstädts Brieftasche gefunden worden war. Marion Haake atmete hörbar ein. »Sie haben die beiden also mitgenommen – und was geschah dann?«

»Eigentlich waren es drei«, antwortete Wienecke. »Beim Einsteigen hat die eine dann plötzlich gesagt: Ich hau' ab, und die beiden anderen waren anscheinend ziemlich sauer. Die redeten überhaupt so seltsam miteinander, das fiel mir gleich auf, immer nur so in dunklen Andeutungen. Und auf einmal roch es komisch, als wäre mein Trabbi ein Krankenwagen. Ich gucke nach hinten, und da hat die eine doch so einen Wattebausch in der Hand und will mir den unter die Nase halten. Da habe ich mich vorgebeugt und Gas gegeben, bis ich mit dem Fuß fast auf meiner rostigen Träger-

gruppe stand. Und dann voll auf den Anker. Schade, daß die Karre nur die Simplexbremse hat. Geklappt hat es trotzdem.«

Diese Frau Leutnant, nur wenig älter als er selber, wie es aussah, sogar ein bißchen hübsch, wenn auch viel zu blaß und zu verbissen, sie schien ihn nicht zu verstehen.

»Sie sind noch nie mit einem sechshunderter Trabant gefahren, stimmt's? Keine Sitzarretierung, keine Sicherheitsgurte. Die rechts von mir ging wie ein Heupferd gegen die Scheibe. Und die andere kam mit ihrem Äther, oder was das war, von hinten wie Daniel Düsentrieb. Ich bin 'raus aus der Karre und 'rum, aber da wetzten die auch schon los, die beiden Schnecken ...«

Für einen Moment fühlte sich Marion Haake beinahe hilflos dieser Geschichte ausgeliefert, die allzusehr nach Fernsehkrimi klang. Dabei machte dieser Wienecke nicht den Eindruck eines Spinners. Und dann die Verbindung Bebelstraße–Sigurdstraße–Thälmannstraße ...

»Es waren also zwei Frauen, die versuchten, Sie zu überfallen?« vergewisserte sie sich. Ihre Frage klang so ungläubig, wie Torsten Wienecke es erwartet hatte. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und sagte mit einer Spur großzügiger Überlegenheit: »Drei, wenn Sie richtig zugehört haben.«

Seine respektlose Berichtigung aktivierte die junge Frau Leutnant. Ihre blasse Gesichtshaut gewann deutlich an Färbung. Mit lebhaften Bewegungen hantierte sie im oberen Schubfach des Schreibtisches an einem Kassettenrecorder herum, wie Torsten an den Geräuschen erkannte. Dann schob sie ein Mikrofon über den Tisch auf ihn zu und forderte eine möglichst genaue Personenbeschreibung der drei Frauen.

»Ist das überhaupt erlaubt?« fragte er mit gespielter Besorgnis und wies auf das Mikrofon.

»Halten Sie uns nicht auf«, verlangte sie ungeduldig. »Das Protokoll schreiben wir später.«

»Tja, also ...«, begann Torsten Wienecke mit einiger Umständlichkeit. »Die nicht mitfuhr, das war so eine langhaarige Blonde. Nicht mein Typ ... Und die neben mir, das war anscheinend die Chefin. Jedenfalls tat sie so. ›Los, du kommst jetzt mit. Mach keine Zicken.‹ In diesem Stil redete die mit der anderen.«

»Und wie sah diese Chefin aus, Herr Wienecke?«

Er sah sie mit einer Mischung aus Treuherzigkeit und Frechheit an: »Nicht so hübsch wie Sie.«

Marion Haake spürte, wie sich ihre Gesichtsfarbe erneut veränderte und daß Torsten Wienecke diese Veränderung mit Genugtuung wahrnahm. »So genau habe ich mir die nicht angesehen«, sagte er entschuldigend. »Diese Chefin war dunkelhaarig. Mit 'ner eingefärbten Strähne drin. Sie hatte ziemlich schmale Lippen, das fiel mir auf. Und die mit dem Äther trug die Haare ganz kurz. Jedenfalls kürzer als ich ...« Er strich sich durch seine hochstehende Mähne. »Wiedererkennen würde ich sie wahrscheinlich alle.«

»Dabei wird Ihnen ein Kollege behilflich sein. Wir werden nach Ihren Angaben Porträtskizzen anfertigen.«

Wienecke protestierte: »Ich muß zur Spätschicht! Bei uns sind sowieso schon drei Mann krank!«

Marion Haake schaute ihn prüfend an. Er sah wirklich nicht aus, als hätte er die ganze Geschichte erfunden, um sich interessant zu machen. »Herr Wienecke«, sagte sie mit einer Stimme, die ihr selbst ungewöhnlich sanft erschien, »Sie sind mit großer Wahrscheinlichkeit ein sehr wichtiger Zeuge für uns. Es kommt auf jede Kleinigkeit an. Bitte be-

schreiben Sie mir jetzt die Kleidung der drei Frauen.«

»Wie Frauen eben bekleidet sind: mit Hosen. Die trugen Jeans, jedenfalls die beiden bei mir im Auto. Die neben mir hatte halbhohe Stiefel an. Und eine schwarze Lederjacke. Und die nicht mitfuhr, die trug einen blau-rosa Anorak aus dem Kinderladen.«

»Sie war also klein?«

»Selbstredend. Wie alle, die so billig einkaufen. Meine Verlobte ist da nämlich Verkäuferin.«

»Und die dritte? Die mit dem Äther?«

Torsten Wienecke hob die Schultern. »Ich glaube, einen dunklen Anorak. Die beiden waren ziemlich schnell verschwunden ...«

Er gab sich anscheinend ehrlich Mühe, sich zu erinnern. »Die mit der Lederjacke war größer als die anderen beiden. Und sie haben sich nicht mit Namen angesprochen, das fällt mir jetzt auf.«

»Danke. Warten Sie bitte draußen im Gang.«

Im Vernehmungsraum saß Roland Büchsenstein, wie sie ihn verlassen hatte, und tat, als denke er noch immer konzentriert über die Tischbesetzung in der »Windmühle« nach. Leutnant Haake war innerlich viel zu erregt, um sich bei Vorreden aufzuhalten. »Beschreiben Sie die drei jungen Frauen, die hier vorn an Tisch acht gesessen haben.«

Büchsenstein sah sie erstaunt an. »Nach denen haben Sie mich bisher noch gar nicht gefragt«, sagte er beinahe beleidigt. »Das waren so Typen, die sich interessant machen wollten. Tranken Herrengedeck. Und die eine Herzkirsch.«

»Wie waren die Frauen gekleidet?«

Er zuckte mit den Achseln. »Nicht besonders. Jeans. Pullover. Eine von denen trug eine schwarze Lederjacke.«

Marion Haake spürte, daß ihr Herz schlug, als hätte sie zuviel von ihrem selbstgebrauten Tee getrunken, wie sie das während des Studiums oft getan hatte.

»Ist Ihnen an der mit der Lederjacke sonst noch was aufgefallen?«

»Sie trug Stiefel. Weinrot, soweit ich mich erinnere. Und sie hatte eine gebleichte Strähne im Haar.«

»Und wann verließen diese drei die Gaststätte?«

Büchsenstein merkte, daß von seiner Antwort etwas abhing, und er verstand es, die Spannung durch eine lange Denkpause zu steigern. »Das kann zu der fraglichen Zeit gewesen sein ...«, gab er endlich zu. »Als Gert vom Essen wiederkam, saßen da bereits neue Gäste. Er muß die Mädchen vorher abkassiert haben.«

»Also verließen die drei Frauen unmittelbar nach dem Rotweinkäufer die Gaststätte. Weshalb haben Sie das nicht erwähnt?«

Der Büfettier schüttelte nachdenklich den Kopf. »Kann ich mir nicht vorstellen. Die müssen gegangen sein, während ich ihn bedient habe.«

Marion Haake lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und streckte die Hände weit von sich. Müdigkeit verspürte sie im Augenblick nicht, eher eine Art angenehmer Ermattung. Und dabei fiel ihr etwas Wichtiges ein: »Kannten Sie eine der drei Frauen, Herr Büchsenstein?«

Man brauchte kein allzu guter Beobachter zu sein, um zu bemerken, daß ihn diese Frage mit Unruhe erfüllte. Er schluckte mehrmals und sagte schließlich zögernd: »Nein ...«

Sie deutete sein Zaudern richtig. »Aber Rosi?«

Er nickte ergeben.

»Aus dem Strafvollzug?«

»Was Sie gleich denken!«

»Nun reden Sie endlich! Oder soll ich Ihre Rosi vorführen lassen? Ich nehme an, sie hält sich in Ihrer Wohnung auf.«

Büchsenstein nickte kleinlaut. »Tun Sie das nicht«, bat er. »Rosi weiß sowieso nicht, wo die jetzt wohnt, die Mona. Die Blonde, die den Herzkirsch trank.«

»Woher kennen sich die beiden?«

»Sie haben sich im ›Schmutzigen Löffel‹ wiedergetroffen. Sie verstehen schon, die Selbstbedienung an der Fähre. Rosi hat da anfangs zur Bewährung gearbeitet. Die beiden sind so etwas wie Schwestern ...«

»Schwestern?« fragte Marion Haake verblüfft zurück.

»Nicht wirkliche Geschwister. Rosis Mutter hat vor Jahren mal mit dem Vater von der Mona zusammengelebt. Aber die beiden haben sich nie verstanden ...«

Leutnant Haake fragte nicht, wer sich da nicht mit wem verstanden hatte, sondern sagte mit Entschlossenheit: »Wir werden diese Mona finden, Herr Büchsenstein!«

10

Die blonde Mona war noch schneller gefunden, als Leutnant Haake gehofft hatte. Die Fahndungsgruppe hatte rasche Arbeit geleistet. Im »Speisehaus zur Alten Fähre« erinnerte sich der Objektleiter sofort und ungerne an diese Zeithilfe. Auf einer alten Lohnliste stand ihr Name: Ramona Köstler.

Schon nach einer Stunde saß sie im Vernehmungsraum, auf dem gleichen Platz, auf dem Roland Büchsenstein gesessen hatte, und nagte nervös an ihren Fingernägeln.

»Das ist sie!« Roland Büchsenstein war seiner Sache ganz sicher. Und Torsten Wienecke nicht minder. Er warf einen langen Blick in den Raum. »Die würde ich, auch wenn sie nicht eingestiegen ist, unter hundert wiedererkennen. Haben Sie die anderen beiden auch schon?« Es schwang so etwas wie Bewunderung in seiner Frage mit. »Dann könnte ich endlich zur Arbeit fahren.«
»Tut mir leid, Herr Wienecke. Wahrscheinlich brauchen wir Sie zur Gegenüberstellung.« Und für das Protokoll, dachte Marion Haake, aber im Moment war Ramona Köstler wichtiger. »Warten Sie bitte draußen.«
Im gleichen Augenblick betraten Zabel und Fiebach das Zimmer. »Mahlzeit«, sagte Zabel, ein einigermaßen unpassender Gruß, wenn man bedachte, daß er von einer Obduktion kam. Er zwinkerte Marion Haake fröhlich und vielsagend zu. Hauptmann Fiebach gab sich entschieden weniger locker. »Etwas Wichtiges?« fragte er.
Leutnant Haake verstand, daß Wienecke gemeint war. »Ein Zeuge, der die Täter beschreiben kann.« Diesen kleinsten ihrer Trümpfe spielte sie ganz ungezwungen aus.
Fiebach tat etwas, was Marion Haake bis dahin selten an ihm beobachtet hatte. Er lächelte. »Sie haben gewonnen«, sagte er. »Die Mediziner sind der Meinung, daß Mittelstädt eines natürlichen Todes gestorben ist. Herzstillstand durch Verkrampfung der ohnehin stark verkalkten Gefäße. Vernarbter Myocardschaden, Aneurysma, das ist so eine gefährliche Ausbuchtung der Herzwand. Der wäre statt zu seiner Freundin besser in die nächste Klinik gefahren. Natürlich müssen die Chemiker noch das letzte Wort sprechen, aber Merkmale einer Vergiftung waren an der Leiche nicht feststellbar. – Zufrieden?«
Zu seiner Überraschung schüttelte sie den Kopf. »Nicht

ganz.« Sie wandte sich an Zabel: »Haben Sie an der Kleidung des Toten Spuren von Äther entdecken können? Am Hemdkragen etwa oder am Jackenrevers?«
»Äther?« Die Frage schien dem Kriminaltechniker nicht zu behagen. »Diäthyläther ist außerordentlich leicht flüchtig. Farblos, Siedepunkt nur um die fünfunddreißig Grad. Sehr schwer nachzuweisen. Es sei denn durch den typischen Geruch.«
Fiebach sah von einem zum anderen. »Horst Brunow sprach gestern abend davon, daß es in dem Wagen nach Medizin gerochen hätte.«
»Wäre möglich«, meinte Zabel. »Durch das Öffnen der Türen und durch die Zeit, die inzwischen vergangen war, haben wir davon nichts mehr gemerkt.«
»Brunows gute Nase ...«, sagte Fiebach nachdenklich, und sofort fiel ihm seine Bierfahne vom Vorabend ein.
»Brunows gute Nase hat uns auf die richtige Fährte gebracht«, stimmte Marion Haake zu. »Jemand hat Mittelstädt betäubt und ausgeraubt. Und Mittelstädt ist vor Schreck einem Herzschlag erlegen.« Mit einer einladenden Handbewegung wies sie auf die Tür zum Vernehmungsraum. »Dort sitzt eine der Täterinnen: Ramona Köstler, dreinundzwanzig Jahre alt, ledig, ohne abgeschlossene Berufsausbildung.«
Fiebach offenbarte Gefühlsregungen, die Marion Haake nicht erwartet hätte. Nachdem er sich bereits zu einem Lächeln hatte hinreißen lassen, zeigte er nun echte Überraschung. »Donnerwetter!« sagte er, und so viel Anerkennung hatte Marion Haake noch nie aus einer Äußerung herausgehört, seit sie mit ihm zusammenarbeitete. »Sie scheinen euch beim Studium tatsächlich etwas beigebracht zu haben.«

Ganz selbstverständlich wollte sie ihm im Vernehmungsraum den Platz an der Stirnseite des Tisches überlassen, doch er winkte entschieden ab und setzte sich auf einen Stuhl in der Nähe des Fensters, als wäre er nur ein unbeteiligter Zuhöhrer.
Die junge Frau mit den blonden Haaren versuchte, sich unbefangen zu geben, aber die Unsicherheit war ihr beinahe körperlich anzumerken. »Wenn Sie denken, asozial oder so – ist bei mir nicht! Immer auf Arbeit, keine Schulden ...«, sprudelte sie aufgeregt hervor.
»Fräulein Köstler«, sagte Marion Haake ganz ruhig, »vielleicht erzählen Sie uns mal, mit wem Sie gestern abend in der ›Windmühle‹ so nett zusammengesessen haben.«
»›Windmühle‹? Wo soll'n das sein?«
»Der Kollege am Büfett verfügt über ein ungewöhnlich gutes Personengedächtnis. Er hat Sie wiedererkannt.«
»Ich war an keinem Büfett.«
»Natürlich nicht. Der Ober servierte Ihnen den Herzkirsch am Tisch. Sie machen sich anscheinend nichts aus Sekt und Bier?«
Ramona Köstlers Augen verrieten wachsende Angst. »Trinke, was ich will«, sagte sie beinahe atemlos und nahm die Hände, die so verräterisch zitterten, hastig vom Tisch. »Ist das verboten?«
»Fräulein Köstler«, sagte Leutnant Haake mild, »Sie sind gestern abend recht eilig aus der ›Windmühle‹ aufgebrochen. Erinnern Sie sich daran?«
Unruhig drapierte Ramona Köstler mit der linken Hand ihre blonden Haarsträhnen. »Wird eben spät genug gewesen sein«, erwiderte sie schnippisch. »Wenn die Kneipe überhaupt ›Windmühle‹ hieß.«
»Sie sind einem Mann gefolgt.«

Über diese Idee wollte Ramona sich schier totlachen. »Ich soll einem Mann gefolgt sein! Ich bin zufrieden, wenn mich mal keiner auf die Plumpe anmacht, Sie!«
»Es war dieser Mann hier, nicht wahr?« Marion Haake streckte ihr das vergrößerte Paßfoto Rudolf Mittelstädts hin.
Sie würdigte es kaum eines Blickes. »Nie gesehen. Stehen Sie auf so was Altes?«
»Wie sind Sie eigentlich von der ›Windmühle‹ aus nach Hause gekommen? Das ist doch ein ziemlich weiter Weg.«
»Zu Fuß. Haben Sie in dieser Stadt schon mal ein Taxi gekriegt, wenn Sie eins brauchen?«
»Mitunter findet sich ein hilfsbereiter Kraftfahrer, der drei junge Damen mitnimmt ...«
»Nee, nee, das hätte Kerstin nicht mitgemacht. Der verflossene Kumpel von ihr, der fährt öfter schwarz. Und auf den ist sie rechtschaffen sauer.«
»Kerstin also ...«, sagte Leutnant Haake und schaute rasch zu Fiebach hinüber. Der verzog keine Miene, wirkte aber irgendwie zufrieden.
»Name und Adresse?«
»Weiß ich doch nicht! Ist nur 'ne flüchtige Bekannte.«
»Und Kerstin hat auch den Äther besorgt?«
»Äther?« Ramonas Pupillen zitterten. »Was denn für'n Äther?«
»Mit dem Sie den Mann in seinem Wagen betäubt haben.«
Für einen Moment war es ganz still in dem Vernehmungsraum. Dann schrie Ramona Köstler mit hoher Stimme los: »Der spinnt doch! Denken Sie, wir überfallen alte Männer? Fragen Sie ihn lieber, warum er uns überhaupt mitgenommen hat, der olle Lustmolch! Ich wollte ihn ja gleich anzei-

gen!« Sie hatte sich weit genug in ihren Ausbruch hineingesteigert, um selbst an das zu glauben, was sie behauptete: »Vergewaltigen wollte der uns!«
Marion Haake machte sich nicht die Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. »Alle drei?« fragte sie spöttisch, und dieser Ton schien Ramona Köstler zur Besinnung zu bringen.
»Es war Kerstins Idee ...«, sagte sie so leise, als wäre ihr die Luft ausgegangen, und sie war auch ein Stück in sich zusammengesunken. »Der guckt genau wie Charlie immer, hat Kerstin gesagt. Der Charlie, der hat sie nämlich sogar geschlagen! Darum sollte sich die Polizei mal kümmern! Und das der aus seinem Wartburg 'ne Taxe macht, jede Nacht!« Allmählich wurde sie wieder munterer. »Ich habe überhaupt nichts zu tun mit der Sache! Hab' nur friedlich neben dem Alten gesessen, und der hat gleich die Fühler ausgestreckt nach mir. Fragen Sie ihn doch!«
»Das würden wir gerne tun, Fräulein Köstler. Aber der Mann ist tot.«
Ramona Köstler guckte sehr ungläubig. »Jetzt hauen Sie mir hier die Taschen voll! Wie kann denn der von Äther tot sein? Die Jäcki, die arbeitet in so 'nem Labor, die weiß so was doch! Der hat ganz friedlich neben mir gesessen. Der schläft ein Weilchen, hat Jäcki gesagt, und dann sind wir ausgestiegen ... Wir wollten den Kerlen nur mal eins auswischen ...«
»Und deshalb haben Sie die Brieftasche und den Wein, die Pralinen und die Zigaretten mitgenommen.«
»Das war alles die Kerstin!« Aufgeregt beugte sich Ramona Köstler weit über den Tisch. »Die hat das richtig profimäßig gemacht, mit Handschuhen und so. Mir war gleich ganz mulmig. Von dem Wein habe ich nur einen kleinen Schluck getrunken ...«

Sie sah Marion Haake angstvoll an. »Und der soll wirklich tot sein?«

»Ja, Fräulein Köstler«, sagte Marion Haake schroff. Fiebach brauchte nicht unbedingt zu merken, daß ihr das Mädchen in diesem Augenblick ein bißchen leid tat.

31235